Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Die Erbtante.

Erster Band.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage erschienen:

Eine große Dame. Novelle. Zweite Auflage. Zwei Bände.
Preis brosch. M. 6. —; fein geb. M. 7. —

Der Spielprofessor. Roman. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 5. 25.; fein geb. M. 6. 25.

Vermißt. Roman. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 4. —; fein geb. M. 5. —

Graumann. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände.
Preis brosch. M. 6. —; fein geb. M. 7. —

Ein Frühlingstraum. Roman. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 4. 50.; fein geb. M. 5. 50.

Else Hohenthal. Roman. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Unkraut im Waizen. Roman. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 4. —; fein geb. M. 5. —

Strandgut. Roman. Zweite Auflage. Drei Bände.
Preis brosch. M. 9. —; fein geb. M. 12. —

Der gordische Knoten. Roman. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 4. —; fein geb. M. 5. —

Erlösung. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände.
Preis brosch. M. 7. —; fein geb. M. 8. —

Eine Schweizerpension. Novelle. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Auf schiefer Ebene. Roman. Zweite Auflage. Drei Bände.
Preis brosch. M. 10. —; fein geb. M. 13. —

Der Roman eines Hypochonders. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 4. 50.; fein geb. M. 5. 50.

Die beiden Russinnen. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände.
Preis brosch. M. 8. —; fein geb. M. 9. —

Nadina. Roman. Zweite Auflage. Drei Bände.
Preis brosch. M. 10. —; fein geb. M. 13. —

Graf Rübezahl. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände.
Preis brosch. M. 8. —; fein geb. M. 9. —

In die Fremde. Novelle. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Der alte Hans. Roman. Zweite Auflage. Vier Bände.
Preis brosch. M. 15. —; fein geb. M. 17. —

Mondschein-Geschichten. Novellen. Zweite Auflage.
Preis brosch. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Nordlicht. Roman. Drei Bände.
Preis brosch. M. 12. —; fein geb. M. 15. —

Ein Mann. Roman.
Preis brosch. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

An der Grenze. Roman. Zwei Bände.
Preis brosch. M. 8. —; fein geb. M. 9. —

Katharine Ollsand. Roman. Drei Bände.
Preis brosch. M. 12. —; fein geb. M. 15. —

Der Kommandant. Roman.
Preis brosch. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Sonnige Tage. Novellen.
Preis brosch. M. 3. —; fein geb. M. 4. —

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Dewall.

Erster Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).
1885.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Der Dampfer war signalisirt; schon schwebte der Leuchtkorb oben auf der Elbhöhe in der schwülen Sommerluft. Wie ein zweiter Mond sah er aus, von hier unten gesehen, vom Hafenthor, in dessen Nähe die transatlantischen Dampfer anzulegen pflegen; wie eine etwas kleinere, schlecht beleuchtete Kopie des glänzenden vollen Mondes, welcher soeben am wolkenlosen Himmel hinter der schwarzen, imposanten Masse des Seemannshauses auf der Höhe des Stintfanges*) heraufstieg.

Rechts und links, den breiten, starkflutenden, glitzernden Strom entlang lag ein unabsehbares Gewirr von Masten und Schloten, Raaen und Stengen, darunter die dunklen Leiber der Schiffe, drüben von den Werften des Steinwärder herüber und auf den breiten Landungsbrücken blinkten die Lichter, welche

*) Auch Elbhöhe genannt.

zitternd auf dem Wasser sich wiederspiegelten in langen Streifen; zur Linken, im Schatten der Nacht vom Mondlicht übergossen, lag das Häusergewirr Hamburgs, überragt von etlichen dunklen Pyramiden, unter denen der Thurm der Nikolaikirche sich besonders auszeichnete, welcher sich hundertvierundvierzig Meter hoch dem Himmel entgegenreckte.

Gegen fünf Uhr Nachmittags war die höchste Flut gewesen, — es war nämlich Springflut heute, — nun ebbete es scharf, deßhalb hatte die fällige „Frisia" Verspätung, doch war sie über Blankenese und den Süllberg bereits hinaus, sie mußte also in kurzer Zeit binnen kommen.

Auf den breiten Elbkais, mit ihren im Mondlicht glänzenden Granitquadern, wogte ein dichtes Gewühl von Menschen geräuschvoll durcheinander: Hoteldiener, Quartiersmänner *), Schürger und Wagenführer, Leute mit Körben, die allerhand Kram feil hielten, grünrockige Zollbeamte und ein ebenfalls grüner Gendarm, Herren und Damen, welche Bekannte mit dem Schiffe erwarteten, und Müßiggänger. Eine ganze Reihe von Equipagen hielt an der andern Seite, neben dem Restaurationshause, die Kutscher

---

*) Speicherleute.

auf dem Bock, welche lässig ihre Pfeifchen rauchten und über die Köpfe der Pferde hinweg von ihren erhöhten Sitzen aus nach dem Dampfer auslugten, der in Kurzem hinter dem Gewirr der großen englischen Kohlendampfer längs Altona zum Vorschein kommen mußte.

Die Wartenden standen zum Theil geschäftsmäßig oder in phlegmatischer Ruhe da, theils fluteten sie schwatzend und scherzend durcheinander und freuten sich der kühlen Brise, die ab und zu erfrischend nach dem heißen Augusttage vom Wasser her herüberzog und ihre heißen Gesichter fächelte.

Da war auch eine Gesellschaft von Theerjacken mit ihren Dirnen, welche von dem nahen St. Pauli herunterkamen, lauter bemalte, aufgeputzte und überlaute Geschöpfe, die, vom Grog illuminirt, sich und die Anderen mit saftigen Scherzen regalirten. In einiger Entfernung von diesen stand eine Gruppe ernster Geschäftsleute, welche sich halblaut, aber eifrig im Schatten der Mauer unterhielten. Einzelne Pärchen schlenderten ungeduldig auf und ab, Commis zumeist mit ihren „Damen“, welchen die Ankunft des Dampfers noch zu thun gab, eine lästige Pflicht, die sie abhielt, bei Mutzenbecher oder in der Londontavern zu soupiren.

Vornehm abseits stand ein großer, korpulenter Herr, in Frack und weißer Halsbinde, neben einem geschlossenen Wagen mit glänzenden Laternen und einem galonirten Kutscher auf dem Bock. Ein galonirter Bedienter und ein Mann in Civilkleidern, ein Kommissionär, hielten sich ein wenig hinter demselben und unterhielten sich flüsternd miteinander in Hamburger Mundart.

„Bleibt heute unvernünftig lange, der Steamer."

„Er müßte eigentlich seit sechs Uhr schon binnen sein."

„Und es ist ein gutes Schiff, die Frisia."

„Freilich, aber bei der starken Ebbe heute."

Immer ungeduldiger wogte es auf und nieder an diesem Endpunkte der großen Wasserstraße, welche zwei Kontinente miteinander verbindet. Mancher Fluch mischte sich ein, denn dort oben wohnt ein kerniges, urwüchsiges Volk. Von dem, was ein Hamburger an einem Tage ißt, können drei Sachsen oder Thüringer eine halbe Woche leben, und Zeit ist dort Geld.

Das heisere Klirren einer Kette, — alle Blicke flogen hinauf, jede Brust fühlte sich erleichtert: der Signalkorb war herunter, nun mußte der Steamer gleich bei Altona zum Vorschein kommen.

Und er kam; die Lichter an seinem Top wurden

sichtbar, aus dem Gewühl der Masten heraus arbeitete er sich mit Macht. Ein Herzudrängen der Menge, Rufen und Stimmengewirr, erhöhtes Leben überall, besonders auf den Landungsbrücken; selbst die Kutscher wachten auf aus ihrem Halbschlaf und die Pferde spitzten die Ohren, die „Damen" blieben zurück, die Herren Commis aber stürzen sich tapfer in das dichteste Gedränge. Schon wird der dunkle Riesenkörper der Frisia über dem magisch glänzenden Wasserspiegel sichtbar, wie ein Leviathan schiebt sich das Schiff mit halber Kraft heran, vor dem scharfen Bug rauscht und glitzert die zweitheilige Wassergarbe, welche schäumend nach rückwärts sprüht. Mit großer Vorsicht gleitet der Koloß heran und nicht mit Unrecht, denn das Fahrwasser ist eng und haarscharf nur zog an derselben eine ungeschickt gesteuerte, stromabwärts schwimmende Bark vorüber.

Jetzt glitt die haushohe Masse dichter heran, man unterschied bereits die Köpfe der Menschen, welche über die Schanzbekleidung herüber sahen, hörte das laute Prasseln des Ventils und die Kommandoworte des Kapitäns; noch etliche Minuten und die Frisia lag fest an der Landungsstelle, die Fallreps fielen herab und es begann das Ausschiffen. Im Scheine des Mondes und der Laternen schob sich eine dunkle

Menschenwoge, welcher etliche Uebereilige voran hasteten, vom Deck herunter, auf die breite Landungsbrücke. Die Menge am Ufer spaltete sich und gestattete ihr, durch sie hindurch zu fließen. Ueber die Köpfe der Anderen hinweg rief man Namen und Befehle; hier fielen sich schon die Pärchen in die Arme und feierten ein frohes Wiedersehen, dort drückten sich Freunde die Hände, herzu flogen die Wagen, die Ankömmlinge aufzunehmen, welche zumeist nach vierzehn Tagen zum ersten Male wieder Land unter ihren Sohlen fühlten. Nun kamen auch schon die Bootsleute mit dem Gepäck, mit einigen Nachzüglern dazwischen, Wagen auf Wagen rollte davon, die Commis faßten ihre Damen unter, nachdem sie ihre Geschäfte in Eile abgewickelt hatten, und zogen mit ihnen von dannen nach irgend einem Gartenlokal. Der Menschenschwarm fing an sich zu verlaufen, selbst die Matrosen mit ihren bemalten Mädchen fanden nichts mehr zu schauen und steuerten wieder aufwärts nach dem Spielbudenplatz und den Tanzkneipen.

Dagegen hielt der Wagen mit dem galonirten Bedienten noch immer auf demselben Platze, der stattliche Herr mit dem Frack aber stand nicht mehr neben den Köpfen der Pferde, sondern hatte sich der Landungsbrücke genähert. An der Barrière derselben, gewisser=

maßen als vorgeschobener Posten, stand der Bediente, während der Kommissionär längst hinter der Schanzverkleidung des Schiffes verschwunden war, nachdem er kurze Rücksprache mit einem Herrn mit einem goldenen Streifen an der Mütze genommen hatte.

Jetzt kam dieser plötzlich wieder zum Vorschein zwischen den Leuten, die dort mit Kisten und Koffern hantirten, und zwischen Bergen von Gepäck.

„Achtung! . . . Sie kommen!“ rief er schon von Weitem und winkte lebhaft mit dem Arm, worauf der Herr im Frack noch näher herzutrat und die Cigarre fortwarf, welche ihm die Langeweile des Wartens vertrieben hatte.

„Komische Gesellschaft,“ raunte der Kommissionär ihm hastig zu, „ein ganzes Raritätenkabinet.“

Der vornehme Herr erwiederte kein Wort, sondern begab sich auf die Landungsbrücke; dort oben wurden soeben etliche dunkle Gestalten sichtbar, denen ein Einzelner geschäftig voraneilte.

Es war dieß der Kurier und er wandte sich mit dem Instinkte solcher Leute sofort an den Herrn im Frack, den Abgesandten des Hotels, an welches er telegraphisch die Ankunft seiner Herrschaft gemeldet hatte.

Einige schnell in englischer Sprache gewechselte Worte, und Jener deutete auf den Wagen.

„Und für das Gefolge?“ fragte der Andere.

„Dort stehen Droschken, — ich habe zwei derselben mit Beschlag belegt.“

„All right, Sir! Hier ist das Verzeichniß der Bagage, — dreiunddreißig Stück.“

Der Herr im Frack nahm den Zettel und reichte ihn, ohne rückwärts zu sehen, dem Kommissionär.

Jetzt zogen Beide den Hut, denn die Fremden waren dicht heran, und trotzdem der Herr im Frack fünfzehn Jahre nun schon Geschäftsführer eines Welthotels in einer großen Hafenstadt war und als solcher vielerlei Ungewöhnliches zu sehen bekommen hatte, riß er doch die Augen gewaltig auf, als er den seltsamen Zug im Scheine der Laternen musterte, der jetzt herankam, — der Kommissionär hatte Recht: ein wahres Raritätenkabinet, ein Fastnachtsaufzug mitten im Sommer.

Voran schritt ein schlanker Bursch, dessen schmales gelbes Gesicht ein blendend weißer Turban überragte, ein Hindostaner mit dunklen, melancholischen Augen, eingehüllt trotz der Hitze des Tages in ein dickes, warmes Gewand, welches ebensogut ein Kaftan, als ein langer Paletot sein konnte, unter dem die weiten blauen Beinkleider und dunklen Pantoffeln hervorschauten. Er trug eine kleine Reisetasche in seinen

gelben, schmalen Händen und einen Hund, aber das Thierchen regte sich nicht, denn es war ausgestopft, seine großen, verwunderten Augen waren von Glas.

Dann kam eine unförmige, ganz in kostbare Shawls eingewickelte Gestalt, geführt auf der einen Seite von einem alten Kerl mit trockenen Zügen, der einen Livréehut trug und eine Redingote von gelbem Tuch, nach englischem Schnitt zugeknöpft bis an den Hals, als fröre er mitten im Sommer, und mit einer Halsbinde, welche das halbe untere Gesicht verbarg. Der alte Knabe hielt mit der ernstesten Miene von der Welt einen großen Schirm über die Gebieterin ausgespannt, als fürchtete er, der Mondschein könne ihren bräunlichen Teint verderben. Auf der andern Seite unterstützte sie ein Gentleman in einem untadelhaften europäischen Anzuge, der ab und zu auf Englisch eine theilnehmende Frage an die unförmige Masse richtete, welche mit einem dumpfen Grunzen beantwortet wurde.

Dann kam mit geringem Abstande eine jugendliche weiße Dame, in einem einfachen, eleganten Reisekostüm, neben der mit kleinen, ungewissen Schritten eine zarte, seltsam verhüllte weibliche Gestalt herschwankte, deren langer Schleier ihre Züge völlig verbarg.

„Wenn Sie nur nicht ersticken!" spottete einer der Matrosen, indem er ihnen lachend nachschaute.

„Der Haufen Kleider, das ist die Begum," flüsterte der Kommissionär dem Geschäftsführer in's Ohr, der leicht mit dem Kopfe nickte. Im nächsten Augenblick wurde dieser von der eben erwähnten jungen Dame angesprochen, welche sich in deutscher Sprache erkundigte, ob auch die Zimmer, wie bestellt, gehörig geheizt wären; nachdem befriedigende Antwort erfolgt war, näherte man sich dem Wagen.

Die Gaffer, welche sich herzudrängten und sich vor Allem über den Sonnenschirm im Mondenschein belustigten, sahen, wie man die dicke Masse behutsam in die Kutsche hob, und wie die Uebrigen ebenfalls einstiegen.

Ein nochmaliges: „All right, Sir!" und die Pferde zogen an, die fremdartige Gesellschaft fuhr von dannen, durch die engen Straßen am Hafen, hinein in die hellerleuchtete Stadt und zum Alsterbassin, wo eine ganze Flucht von Zimmern für sie bereit gehalten wurde.

„Eine Begum . . . eine indische Wittwe, mit Millionen im Vermögen," hieß es im Hotel, so ging es von Mund zu Mund; als aber hernach die Wißbegierigen in das Fremdenbuch schauten, wurde ihr

Interesse nicht wenig abgeschwächt, denn statt eines einer Begum würdigen Namens fanden sie verzeichnet: Mrs. Macduff, nebst Begleitung und Dienerschaft — fünf Personen. — Auch im Uebrigen fand die Neugierde keine Nahrung, denn die Fremden hielten sich streng in ihren Räumen verborgen, bis auf den europäischen Diener, einen alten, schweigsamen, groben Schotten, und den Herrn in Civil, ein Gentleman, welcher mit dem Kurier am nächsten Tage schon wieder nach England zurückreiste. Die Indier aßen und tranken nach europäischer Sitte, und der Zimmerkellner, welcher sie bediente, gelangte niemals weiter, als bis in die vordersten Räume, wo die Gesellschafterin oder der grobe Schotte ihn abfertigten.

Zweites Kapitel.

In dem offenen Fenster des Hotels lehnte an einem der nächsten Morgen die Gesellschafterin der Lady Macduff und schaute hinunter auf die Straße und das weite Bassin der Binnenalster, bisweilen auch in träumerischem Versunkensein über den schmalen Streifen dort hinten, den Eisenbahndamm mit der Lombardsbrücke, hinweg, nach der größeren, von Villen und Wald umsäumten Wasserfläche in der Ferne, welche ein dunkler Streifen abschloß.

Das zarte, von der Sonne der Tropen nur ganz leicht gebräunte Gesicht der Dame beschatteten die Gedanken, wenn nicht die Sorge. Ihre schmale Hand, welche sich eben noch auf die Brüstung stützte, legte sich fest gegen die Stirn und das dunkle, reiche Haar, das tiefblaue Auge, dem man es ansah, daß es heiter, ja selbst übermüthig strahlen konnte, blickte in sich hinein, beinahe düster. Sein ernster Ausdruck bildete einen scharfen Kontrast zu den lieblichen

Zügen, zu den weichen, lebenswarmen Konturen des reizenden Gesichts.

Zwar in ihrer Nähe befand sich Niemand, der sie hätte stören können in ihrer Betrachtung, aber der Glanz des jungen Sommertages und das lebendige Treiben hier draußen hätten sie doch wohl herausreißen dürfen aus dieser nachdenklichen Stimmung.

Das Leben der großen Handelsstadt pulsirte mächtig hier unten auf den eleganten, baumbepflanzten Kais der Binnenalster, und fast noch lebhafter ging es unten auf dem Wasser zu: einer der kleinen Dampfer nach dem andern schnob heran oder flog hinaus, ganze Wogen von festlich geputzten Menschen herzu bringend, welche plaudernd und lachend die breite Treppe gerade unter dem Hotel hinauffluteten, oder beladen mit Passagieren nach der Uhlenhorst hinauslaufend.

Ueber die silbernen Streifen fort, welche der Kiel dieser schnellen Boote in der grünen Flut hinterließ, glitten pfeilschnell jene eleganten Segelboote, auf denen die jungen Hamburger den freien Sonntagmorgen zu genießen lieben, oder schob sich die schwere Jolle, deren Ruder wie Spinnenfüße über das Wasser krochen.

Zahlreiche Schwäne belebten außerdem die Flut,

nur hielten sie sich heute früh in einiger Entfernung, denn in der Nähe des Jungfernstiegs hielt der große Hamburger Ruderklub seine Uebungen. In ihren langen, schmalen Booten saßen die jungen, kräftigen Männer, mit nackten, muskulösen Armen die langen Ruder handhabend, am Heck der Steuermann mit goldberänderter Mütze; vorn am haarscharfen Bug flatterten die Fähnchen im Winde. Auf den Wink ihres Kommandeurs formirte sich das Geschwader, machte es seine Evolutionen, bald abschwenkend, bald einschwenkend, bald in Divisionen, bald zu Zweien oder Vieren.

Hunderte von Menschen standen oben am Geländer und sahen dem Schauspiel zu — die junge Dame dort oben sah unachtsam, träumerisch darüber hinweg.

Ein leiser Zug, der ihren Nacken streifte, — die Thür hinter ihr hatte sich geöffnet. Sie blickte sich um.

„Herr Justizrath Faber,“ meldete der Kellner.

„Ich lasse ihn bitten, einzutreten,“ erwiederte sie, trat rasch sich ermunternd vor den Spiegel und fuhr mit der Hand leicht glättend über den Scheitel.

Ein kleiner, ältlicher Herr trat herein, schaute sie an durch seine runden Brillengläser, ein wenig

überrascht offenbar, und sprach dann mit einem Tone, dem man einiges Erstaunen anmerkte:

„Mrs. Macduff? . . .“

„Mein Name ist Elisabeth Steinfurt,“ versetzte das Fräulein, sich leicht verneigend. „Ich bitte Platz zu nehmen, Herr Justizrath; meine Dame ist nicht ganz wohl, deßhalb hat sie Alles, was sie wünscht, zu Papier gegeben. Sie ist im Besitz eines Briefes von Mr. Plawner, ihres Londoner Advokaten, den bittet sie Sie zu lesen. Ich werde in wenigen Minuten wieder zurück sein.“

In der That trat das Fräulein mit einem Päckchen von allerhand Geschriebenem und einem großen, sorgfältig versiegelten Brief bald darauf wieder herein.

„Es handelt sich vorläufig nur um Placirung einiger Kapitalien in deutschen Werthen,“ sprach sie, indem sie diese dem Rechtsgelehrten übergab.

Es entspann sich, nach flüchtiger Betrachtung der Schriften, dann ein längeres, geschäftliches Gespräch, welches von dem Justizrath mit einer Gründlichkeit geführt wurde, die die junge Dame auf die Dauer zu ermüden schien, denn etliche Male sah sie ungeduldig verstohlen nach der Uhr an der gegenüberliegenden Wand.

Endlich erhob sich der Herr, bedauerte, Mrs. Macduff nicht persönlich kennen gelernt zu haben, versprach in den nächsten Tagen wiederzukommen und empfahl sich.

Er war kaum hinaus, als der alte Bursche, der Diener mit dem gefurchten Gesicht und der hohen Halsbinde, hereintrat und neben der Thüre Posto faßte. Steif und unbeweglich blieb er dort stehen, trotz der Hitze in seiner dicken Redingote, nur seine hellen kleinen Augen hefteten sich fest auf die Dame.

„Was gibt es, John?“ fragte diese aufschauend.

„Ich habe einen Brief für Sie,“ versetzte John und brachte mit der eckigen Geste eines Automaten seine rechte Hand zum Vorschein, in deren zugekniffener Faust er ein Papier hielt.

„Einen Brief? . . . Geben Sie her!“ rief die Dame aufspringend.

Sie nahm dasselbe und öffnete es mit Hast; — es war ein Telegramm, kein Brief, ihr Auge überflog die kurze Zeile und als wäre ein Zauber in derselben enthalten, so wunderbar war die Wirkung, die es hervorbrachte.

„John, in einer halben Stunde einen Wagen. Sie fahren mit hinaus nach der Bahn!“ rief sie, völlig verwandelt mit einem Male, mit strahlenden

Augen und von einer auffälligen Unruhe und Hast plötzlich befallen.

„All right!“ knurrte der Alte, nicht ohne einige Verwunderung, und schob sich hinaus.

Er war kaum fort, da eilte die Gesellschafterin der Lady Macduff an das Fenster, las das Telegramm noch einmal und preßte leidenschaftlich das Blatt Papier an Mund und Herz.

Die Worte, welche sie murmelte, blieben unverständlich, — es war aber klar, daß sie die Nachricht erhalten hatte von der bevorstehenden Ankunft einer Person, und daß sie diese über Alles lieben mußte.

Eine große Geschäftigkeit erfaßte die junge Dame in Folge dessen; sie klingelte und gab Befehle, die indische Dienerin holte ihren Hut, Mantille und Handschuhe. Sie sah dann alle Minuten nach der Uhr und auf die Straße und runzelte die Stirn, weil der Wagen unverantwortlich lange zögerte nach ihrer Meinung.

Endlich fuhr er vor; ohne eine Meldung abzuwarten, eilte sie hinunter.

„Nach dem Bahnhof!“ befahl sie. Der Hotelwagen fuhr davon.

Nach einer ferneren halben Stunde dann kehrte

derselbe wieder zurück; neben Elisabeth Steinfurt saß noch Jemand in dem weichen Fond, aber derselbe war nicht, wie wohl Mancher annahm, ein Mann, sondern eine junge Dame, Marie Werner, die Jugendfreundin der Fremden, die die lange Reise von Wien bis Hamburg nicht gescheut hatte, um diese aufzusuchen.

Ganz im Gegensatze zu den unendlichen Gepäckmassen der Begum, bestand ihre Bagage nur aus einem mittelgroßen Koffer und einer kleinen Handtasche.

Drittes Kapitel.

In dem eleganten Raume duftete es aromatisch; auf dem Tisch vor dem Divan stand noch das leckere Dessert: auserlesene Früchte, Konfekt, eine Schale mit Eis und Kaffee und eine Flasche Champagner, kaum zur Hälfte geleert.

Neben dem halbverhangenen Fenster, in traulicher Halbdämmerung saßen die beiden Freundinnen beieinander in eifrigem Gespräch. Sie hatten sich lange Jahre nicht gesehen und hatten sich viel zu erzählen, die Eine, mit deren Geschick sich bedeutsame und überraschende Wandlungen vollzogen hatten, ebenso wie die Andere, deren Leben stiller dahingeflossen war. Ein jedes Menschenleben, ob reich oder arm, ist ja von hohem Interesse für Denjenigen, der einen lebhaften Antheil an dem Andern nimmt.

Sie hatten sich Beide im Unglück einst gefunden und hatten sich fest aneinander angeschlossen, die schalkhafte Marie an die energischere und lebens-

klügere Elisabeth. Etliche Jahre waren sie schwesterlich mitsammen dieselbe Straße gezogen, hatten dieselbe Unbill gelitten im Leben, denselben Stürmen getrotzt, hatten sich gegenseitig gestützt und getröstet und waren dann getrennt worden durch die Verhältnisse, da eine Jede von ihnen sich selbst ihr Brod suchen mußte.

Marie hatte ihre kleine Geschichte bald beendet. Von der Theaterschule fort, war sie in Wien geblieben. Ausgestattet mit hinreichendem Talent und einem hübschen Aeußern, hatte sie es versucht, in der österreichischen Hauptstadt Carrière zu machen, dann, als sie die Klippen und Widerwärtigkeiten in ihrem Beruf zuletzt mürbe und lebenssatt gemacht, hatte sie der Bühne entsagt und dann eine Weile in Brünn bei Verwandten gewohnt, sich durch Stundengeben ihr Dasein fristend. Später war die Liebe zur Kunst wieder mächtig in ihr erwacht; sie hatte es noch einmal versucht, den Fuß auf die Bretter zu setzen. Sie hatte Gönner und Freunde gefunden, die sie stützten und ermuthigten, sie hatte jetzt einen moralischen Halt, außerdem an ihren Verwandten und an den Familien ihrer Schülerinnen, an diesen selbst, sie gefiel dem Publikum, sie erntete Beifall, auch das Unedle wagte sich nicht mehr so

zudringlich an sie heran; sie fühlte, daß auch ein anständiges Mädchen unbefleckt den oftmals schwierigen Weg zu wandern vermochte — sie war geblieben und es ging ihr gut, das Leben lächelte ihr freundlich seitdem, zum ersten Male wieder seit der Stunde, wo man ihren Vater begrub, vor sieben Jahren, der österreichischer Offizier gewesen war und sie mit der harten Stiefmutter damals allein zurückließ.

Sie hatte jetzt Ferien, das traf sich glücklich. Ueber Wien hatten sie die Briefe der Freundin, die überraschenden, auf langen Umwegen gefunden, denn sie war bislang bei Bekannten auf deren Landsitz in Mähren gewesen, augenblicklich hatte sie sich aufgemacht und war dem Rufe gefolgt.

Elisabeth umarmte sie zärtlich; sie sahen sich tief in die Augen, als wollte Eine der Andern bis auf den Grund des Herzens blicken, dann küßten sie sich noch einmal und drückten sich die Hände.

„Du Glückliche!“ sprach Elisabeth, „Du hast einen warmen, behaglichen Winkel gefunden. Du stehst auf eigenen Füßen und das Leben liegt klar und deutlich vor Dir.“

Sie sah nachdenklich vor sich hin, während Marie sie lächelnd und ein wenig verwundert anschaute.

„Ja — das sagst Du?“ rief sie, „Du Kind

Fortunens, der ein solches ungemessenes Vermögen über Nacht in den Schooß fiel?"

Elisabeth schüttelte langsam das Haupt.

„Geld ist ein Segen und eine Macht, aber auch eine schwere Bürde, Marie! Du darfst mir glauben, Du zogst das bessere Loos von uns Beiden."

„Fürwahr, das klingt ganz wunderbar melancholisch! — Ich meine, es gäbe genug edle Menschen, welche Dir gern diese schwere Last tragen hülfen, oder sie Dir ganz abnähmen."

„Das ist es eben, — das ist die Schattenseite, Marie. Seit ich im Besitz bin, recken sich tausend anspruchsvolle Hände mir entgegen, auf Tritt und Schritt verfolgt man mich."

Sie erhob sich, zog eine Schublade auf und entnahm derselben eine Anzahl von Briefen.

„An Lady Macduff?... An Madame Begum?... Was soll das heißen? ... An Lady Macduff!"

Die junge blonde Künstlerin schaute mit ihren großen, dunkelblauen Augensternen lächelnd und fragend zugleich zu der Freundin auf.

„Ich will Dir Alles erklären, mein Liebling," versetzte Jene mit einem seltsamen Schimmer in ihrem Blick, „und dann Deinen Rath hören. Streck' Dich bequem hier aus, Du bist angegriffen von der Reise."

„O, ich schlafe im Waggon wie ein Dachs.“

„Immerhin, meine Erzählung ist länger als die Deine, und ich muß von vorn beginnen, damit Du im Stande bist, meine eigenthümliche Lage richtig zu beurtheilen. Ich muß zu Dir sprechen von meinen Kinderjahren, von meinen intimsten Verhältnissen.“

Viertes Kapitel.

„Seit ich denken kann,“ begann Elisabeth, „weiß ich, daß in unserer Familie eine dunkle, sagenhafte Erbtante ihren Spuk trieb, die uns Alle mit vagen Hoffnungen auf eine dereinstige große Erbschaft erfüllte, Millionen, die plötzlich vom Himmel herunterfallen würden, die Diesen oder Jenen sogar verführten, darauf los zu sündigen, das heißt, mehr auszugeben, als sie besaßen. Es war etwas Wahres an dieser Legende. Eine Tante meines verstorbenen Vaters war einst als Gouvernante nach Indien gekommen und dort zu Reichthum gelangt. Da deren Lebensgeschichte so ziemlich meiner eigenen gleicht, so erzähle ich Dir nur die meine.

„Ich glaube, die Steinfurts waren immer ein egoistisches, hartes Geschlecht, seit Generationen wenigstens haben dieselben stets in Unfrieden oder Abgeschlossenheit gelebt unter einander.

„Als mein Vater starb und mich auf der Welt

allein ließ, ohne Vermögen und Stütze, ein junges, rathloses Ding von knapp sechzehn Jahren, da schrieb mein Vormund an die Familie, stellte derselben meine traurige Lage vor und bat, sich der verlassenen Waise anzunehmen.

„Ich habe einen Onkel, er hat sich adeln lassen und ist jetzt Präsident, ein gar vornehmer, hochstrebender Herr, der antwortete barsch zurück, er hätte selbst Familie und könne sich um mich nicht kümmern. Der zweite Bruder meines Vaters, Leopold, ist ein reicher Industrieller, ein Kommerzienrath, der schickte fünfundzwanzig Thaler, ein- für allemal, es heißt, ihn verzehrt die Habsucht, und nur ein Vetter meiner verstorbenen Mutter, der Baurath Arnstein, der am wenigsten begüterte von Allen, erkundigte sich freundlich nach mir, sandte hundert Thaler zur Begleichung etwaiger Verbindlichkeiten, und versprach nach Kräften für mich zu sorgen. Er habe einen erwachsenen Sohn daheim, schrieb er, seinen Doktor, und lebe ohne Frau, sonst würde er mir mit Freuden sein Haus öffnen.

„So stand ich armes, hülfloses Ding denn im zartesten Alter mit etlichen hundert Thalern, dem Erlös aus der Versteigerung der Möbel, allein in der Welt und mochte sehen, wie ich mich durchschlug;

ich konnte untergehen in dem stürmischen Meere des Lebens, was verschlug es jenen kalten Egoisten. Ich schrieb später einige Male, ich bekam keine Antwort, man wollte die Bettlerin nicht kennen!"

„Abscheulich!"

„Ein Zufall brachte mich, wie Du weißt, zu dem Entschluß, mich der Bühne zu widmen: die Frau meines Vormunds war dramatische Sängerin gewesen in jungen Jahren, sie bewog mich dazu. Man hätte da als einzelnes, armes Frauenzimmer, bei etwas Talent und Exterieur noch die meiste Aussicht, im Leben vorwärts zu kommen, meinte sie, und so seltsam mir zu Anfang dieser Gedanke vorkam, so neu und märchenhaft, — am Ende schlug ich ein und ging nach Wien, weit ab, denn ich Thörin, ich schämte mich vor meiner Familie, glaubte in meinem Unverstand jener Sippe, die mich ausgestoßen hatte, ein Unrecht anzuthun."

„So ist halt der Mensch! Aber ich bitte Dich, laß Dir's nicht leid sein darum, Lisel, dort fand ich Dich!"

„Ja, dort schenkte mir der Himmel, als Ersatz für Vieles, eine treue, liebe Freundin — Dich!" versetzte Elisabeth mit Innigkeit und küßte zärtlich, und sich an ihrem guten Aussehen weidend, den blonden Scheitel und die Wangen Mariens.

„Die Lehrzeit verging, das Schicksal trennte uns dann; Du bliebst in Wien, ich bekam ein Engagement in Bern. — Ich hatte Muth, denn ich hatte fleißig gelernt, ich fühlte, daß ich etwas leisten konnte, das hob mir die Brust und erfüllte mein unerfahrenes Hirn mit allerhand glänzenden Träumen von Glück und Schätzen, aber trotzdem, Du weißt es, Marie, wie mein Herz dennoch zagte in schwachen Stunden, wie sauer mir der Abschied wurde und wie so hart die Wirklichkeit hernach mir entgegentrat.

„Es gibt rohe Männer, welche alle weiblichen Wesen, welche sich der Bühne widmen, geradezu wie eine Beute betrachten, auf die sich zu stürzen sie ein gutes Recht zu haben glauben ...“

„Ich weiß davon zu reden ... Eine Schande ist es!“

„Dazu die Rohheit einzelner Kollegen ...“

„Und der Neid und die Intriguen gewisser Kolleginnen.“

„Die ganze Misère, die die Anfängerin durchzukosten hat, der Schmutz, welcher ihr oft bis an die Brust hinauf reicht, trotz meines guten Naturells, ich war dem auf die Dauer nicht gewachsen.

„Ein Mensch vor Allem war es, welcher mir das Leben beinahe unerträglich machte damals, einer der

Bevorzugten, Gebildeten, ein Attaché einer der Gesandtschaften, mein eigener Vetter, Egon von Steinfurt, der mich freilich unter dem Namen Lutz, dem Namen meiner Mutter, den ich angenommen hatte, nicht erkennen konnte, um so mehr, da er mich niemals vorher im Leben gesehen hatte, ein leichtsinniger, unedler und bis über die Ohren in Schulden steckender Mensch, der mich mit seiner Zudringlichkeit und seinen Unverschämtheiten fast zur Verzweiflung brachte. Ich gefiel anfangs in Bern, ach, nur zu sehr! Ich debütirte als Page im Figaro und wurde beklatscht. Ich zitterte vor Freude und Stolz . . . ich ahnte ja nicht . . . doch genug! Je kälter ich sie abwies, je mehr ich mich, angeekelt, in mich zurückzog, desto weniger klatschte man, desto absprechender wurden die Kritiken . . . Kabalen und Demüthigungen . . .“

„Ich kenne das zur Genüge, Lisel.“

„Kurzum, ich schied und ging nach Köln; im nächsten Jahre verließ ich die Bühne ganz, das bescheidene Loos einer Gesellschafterin jenem glänzenden Elende vorziehend. Es machte sich das zufällig: ich war im Sommer, wie ich Dir damals mittheilte, einige Wochen in Godesberg bei Bonn mit einer mir bekannten deutschen Familie. Dort lebte eine

Engländerin, Mrs. Bogham, die Frau eines höheren englischen Militärs, welche die Aerzte hiehergesandt hatten, um sich von den Nachwehen einer schweren Krankheit zu erholen.

„Sie war eine sanfte, liebenswürdige Frau, wir schlossen Freundschaft miteinander, und als sie heimging, bat sie mich, sie zu begleiten. Zum zweiten Male in meinem Leben stand ich vor einem schweren Entschluß — der Rückblick auf die beiden letzten Jahre meines Daseins, die Aussicht, ein fremdes Land zu sehen und meine Neigung für Mrs. Bogham gaben den Ausschlag zuletzt, im September ging ich mit nach London.

„Ich möchte das Alles manchmal als eine besondere Schickung des Himmels betrachten; — hier beginnt nämlich das Märchen meines Daseins, ein bunter Traum, will es mich dünken, in diesem Augenblicke, wo ich Dich wiedersehe, und doch, die Beweise der Wirklichkeit liegen im Bereiche meiner Hand; ich armes Frauenzimmer, das oft nicht wußte, wie es seine Fähnchen für die Garderobe beschaffen sollte, ich gebiete nun über Tonnen Goldes, ein Wink von mir und was ich wünsche, steht da."

„Und Dich freut es nicht?"

„Ich weiß nicht, Marie ... ich bin noch wie

im Traume; ich möchte manchmal aufathmen, das Alles abschütteln, einen dummen Streich machen wie früher, nur um zu fühlen, ich lebe noch, ich bin noch ich, — aber das schwere Gold und die Verantwortung — sie drücken mich nieder, das Lächeln verfliegt, die Sorge hat mich wieder."

„Das ist absonderlich, Lisel, weißt Du das? . . . Geh', mach' doch halt einmal einen dummen Streich, probir' 'mal, ob Du lebst, ehe Du den Kopf hängst!" rief die hübsche Freundin lebhaft und sah sie auffordernd an.

„Jetzt wag' ich es schon, jetzt hab' ich Dich! . . . Wenn ich auch gewollt hätte, wie sollte ich's ausführen, — allein, unter Larven die einzig fühlende Brust. Seit ich zu Geld kam, habe ich außerdem noch nichts wie Plackerei und Sorge von demselben gehabt, kahlköpfige Advokaten waren meine Courmacher und Bettelbriefe in allen Schattirungen meine billets d'amour, selbst bis hieher verfolgen sie mich."

„Die ‚Madame Begum', Besitzerin von ganzen Tonnen Goldes, kann das nicht anders verlangen. Wie kommt man überhaupt darauf, Dich bei diesem sonderbaren Namen zu nennen? Hast Du den Titel mitgeerbt?"

Elisabeth lächelte beinahe schalkhaft.

„Diese Briefe sind eigentlich nicht an mich," sprach sie etwas zögernd.

„Nicht an Dich? — Ja, an wen denn sonst?"

„Ich will es Dir sagen, am Ende meiner Erzählung."

„So fahre fort, aber schnell!"

„Von England schrieb ich Dir; Du weißt, es ging mir gut, ich ward dort wie ein Glied der Familie betrachtet und hätte sogar Gelegenheit gehabt, mich anständig zu verheirathen. Ich schrieb Dir ebenfalls, daß Mr. Bogham nach Indien versetzt wurde, und daß ich mich auf längeres Zureden entschloß, mit ihnen in dieses Wunderland zu ziehen. Die Londoner Bekannten schilderten mir die Reise als eine Vergnügungsfahrt, die Entfernung als einen Katzensprung und versprachen mir goldene Berge. Es muß wohl ein stiller Hang zum Abenteuerlichen in meinem Blute liegen, Marie, ich sagte zu, ich stürzte mich blindlings in die ungewisse Zukunft, ich hatte ja Boghams und es gibt ja überall gute Menschen, dachte ich.

„Wir gingen nach Calais und fuhren mit der Ueberlandpost durch ganz Deutschland, über die Alpen, durch Italien und schifften uns in Ancona ein. Unser vorläufiger Bestimmungsort war Bombay.

Die neuen, großartigen Eindrücke wirkten zuerst fast betäubend auf meine Sinne, im Fluge wechselten die Bilder, eines immer herrlicher als das andere: die blaue See, die zackigen Küsten Dalmatiens, an denen wir hinfuhren, und das Leben auf dem Schiffe, aber bald gewöhnte ich mich, und als die gelbe afrikanische Küste nun in Wirklichkeit vor mir lag, war ich bereits bedeutend abgestumpfter. Wir fuhren in den Hafen von Alexandria.

„Ich entsinne mich heute nur noch des Gewühls am Ufer, vor Allem der Zudringlichkeit des orientalischen Gesindels und der vielen schwarzen Gesichter, die uns begegneten. Eine fast europäisch aussehende Droschke brachte uns nach dem Hotel de l'Europe.

„Wir reisten nicht zu unserem Vergnügen; schon am nächsten Tage flogen wir auf Dampfesflügeln durch die Wüste, an Kairo und den Pyramiden vorüber, an den Dörfern der Fellahs, welche eher wie Termitenhaufen aussahen, als wie menschliche Wohnungen, an melancholischen Seen und durch endlosen, aufwirbelnden gelben Sand, eine lange, beschwerliche Fahrt. Ein breiter, tiefblauer Streifen stieg endlich am Horizont herauf, wir näherten uns Suez und dem rothen Meere.

„In dem unmittelbar an der rollenden See ge=

legenen, höchst eleganten Suezhotel hielten wir kurze Rast; der Besitzer dieses an der größten Weltstraße gelegenen Hauses ist niemand Geringeres als der Vizekönig.

„Der große Dampfer schaukelte sich draußen majestätisch auf der blauen Flut; mit noch etwa hundert anderen Passagieren zusammen bestiegen wir die Boote und fuhren hinüber. Eine Musterung der Reisegesellschaft ergab ein ziemlich befriedigendes Resultat; es war eine Musterkarte aller Nationen, welche sich hier zusammengefunden hatte. Leider riß die Seekrankheit in den ersten Tagen sehr bedenkliche Lücken, wir waren oft nur zwanzig bis dreißig Personen bei Tisch. Ein alter Holländer mit zwei hübschen blonden Töchtern, ein Kaffeepflanzer aus Java oder Sumatra und einige englische Herren und Damen waren unser hauptsächlicher Umgang, die Verpflegung war anfangs vortrefflich, nahm aber schon in den nächsten Tagen merklich ab, genau in demselben Verhältniß, als die Hitze zunahm; gegen die fast unerträgliche Glut schützten die an der Decke aufgehängten Punkas nur sehr nothdürftig.

„Die Herren tranken viel Grog und spielten Karten, am Abend wurde getanzt, wenn die Witterung es erlaubte, wozu einige Indier musizirten, und

dabei zogen in märchenhafter Farbenpracht die wilden Bergkanten Arabiens an uns vorüber.

„Tagelang sahen wir außer dem Wasser nichts als Felseneilande und die zerrissene ferne Küste, schließlich verschwand auch diese. Erst bei der Kaffeestadt Mokka erblickten wir das terrassenförmige, nackte, von der Sonne angeglühte Ufer wieder. Bald hinter der Bab-el-Mandeb-Straße kamen wir nach Aden, legten dort an, um Passagiere einzunehmen, und dampften dann hinaus in den weiten indischen Ozean. Einige wundervolle Abende, wo es nicht wärmer war als bei uns im Juni, dann stieg das Thermometer plötzlich auf hundertundzehn Grad, eine herzbeklemmende, erdrückende Schwüle herrschte, welche sich Abends häufig in Wetterleuchten Luft machte. Zuletzt ein fliegender Sturm, der uns Alle zwang, tagelang unter Deck zu bleiben, — eine Qual, von welcher Du Dir schwerlich eine Vorstellung machst, endlich, am neunundzwanzigsten Oktober, passirten wir das Leuchtschiff, nahmen den Lootsen ein und warfen vor Bombay Anker.

„Der Anblick der Riesenstadt mit ihren Pagoden und Kuppeln ist äußerst malerisch und trübte nur die furchtbare Hitze den ersten Eindruck. Ich ging überhaupt die ganzen ersten Tage dort wie eine Ver-

zauberte einher, denn Alles, was ich sah und hörte, war so ganz neu und so ungewöhnlich, daß selbst die ausschweifendste Phantasie eines deutschen Fräuleins es nicht auszudenken vermag.

„Herr Bogham, welcher früher schon einmal in Indien gewesen war, that ganz wie zu Hause: er führte uns nach dem Hotel, brachte uns dort sicher unter und sandte dann sofort einen Kommissionär aus, um für uns eine passende Wohnung zu suchen. — Wie ich erschrak, als ich die Masse der nackten braunen und bis in's Grünliche schillernden Kerle gewahrte, welche die Dienste der Kellner und Hausburschen dort verrichten! Mit fast nichts Anderem bekleidet, als einem Sarong, einem langen Kittel aus starkem Baumwollenzeug, saßen wir Frauen, ohne uns zu regen, in den unerträglich heißen Zimmern, welche nur durch hölzerne Rahmen, mit grober, tapezierter Leinwand beklebt, von den Nachbarräumen getrennt waren; nicht einmal Glasscheiben, nur Läden gab es vor den sogenannten Fenstern, es existirte auch weder ein Schrank, noch eine Kommode, dieselben würden nur ebensoviele Aufenthaltsorte für allerhand Ungeziefer sein. Lebhafte grüne Eidechsen liefen uns über Gesicht und Hände.

„Herr Bogham fand bald, was er suchte, ein

hübsches Landhaus nahe der Festung, wohin sein Dienst ihn rief, unfern der See; dort richteten wir uns, nebst einem für europäische Begriffe geradezu fabelhaften Troß von Dienerschaft, ein. Von den zwanzig oder vierundzwanzig Menschen kamen vier allein auf meine Person.

„Ich würde Dir nun gern von all' dem Wunderbaren ausführlich erzählen, was ich sah, von der Stadt, der Bevölkerung, den dortigen Sitten und der Pracht, von unseren Fahrten auf dem Meere und Ausflügen nach der älteren Stadt, in welcher die Eingeborenen und die asiatischen Kaufleute wohnen und in der die Bevölkerung trotz des mörderischen Klimas enger zusammengedrängt lebt, als in den schlechtesten Theilen von Paris oder London, — das Alles behalte ich mir für ein späteres Aussprechen vor, auch von der fast permanenten Betrunkenheit der englischen Soldaten und Offiziere schweige ich lieber, denn das liegt im Klima, wie man mir sagte, und der Arak ist billig.

„Ich erinnere mich noch eines Mr. Somerville, Kapitän in einem der dortigen europäischen Regimenter, eines großen, schönen Mannes, dem die rothe Uniform ausgezeichnet stand, und welcher trotz der Hitze es nicht verschmähte, mir den Hof zu machen. — Ich

fand nachher Mancherlei erklärlich und entschuldbar, Kapitän Somerville konnte nämlich nur noch gehen und sprechen, wenn er vorher mehrere Gläser starker Spirituosen eingenommen hatte, ohne diesen Ballast war er ein lebloses Wrack. Er starb später am Delirium tremens; sie hatten ihn nach Europa zurückschicken wollen, leider ein wenig zu spät, und so trank er sich zu todt."

„Entsetzlich!"

„Ja, dieses schöne Zauberland dort ist fast ein einziger großer Kirchhof! Es war eine eigenthümliche Existenz, welche wir führten, ein Pflanzenleben, ein Vegetiren, denn die große Hitze macht Einen völlig unfähig zu jeder, auch der kleinsten Thätigkeit, selbst die eingeborene Dienerschaft theilt diese Trägheit in einem so hohen Maße, daß beinahe buchstäblich zwei Menschen an einem Paar Schuhe zu putzen haben. Das Schicksal wollte es, daß Mr. Bogham nach vier Monaten schon nach Kalkutta versetzt wurde und von dort nach wenigen ferneren Monden zu einem Eingeborenenregiment nach Kampur kam; nun kommt der Wendepunkt meines Schicksals.

„Die Truppe, zu der der Gatte meiner Freundin gehörte, wurde nicht mit der Bahn, sondern per Dampfer befördert; anstatt die Fahrt bis Kalkutta

in drei Tagen mit der Eisenbahn zu machen, gebrauchten wir vierzehn Tage, dafür bekamen wir aber die Wunderinsel Ceylon zu Gesicht, mit dem malerischen Adamspik, und liefen Madras an. Wir erreichten den heiligen Ganges, fuhren durch ein Meer von Schlamm den einen Arm, den Hugly, hinauf, ohne die Ufer desselben zu erblicken, kamen an unzähligen Schiffen, an Leuchtthürmen, Alligatoren, Wracks und treibenden Leichen vorüber, durchliefen dann eine unbeschreiblich schöne und üppige Vegetation und erreichten schließlich die Stadt der Paläste.

„Nichts Bezauberndere, die Sinne Benehmenderes gibt es auf der Welt, als dieses Gemisch von Prachtbauten und Blumen in Kalkutta, doch abermals lege ich mir Schweigen auf und fahre fort zu erzählen, wie es mir weiter erging.

„Ich kann nicht sagen: wir waren dort kaum warm geworden, denn das wäre grausame Ironie, also wir hatten uns kaum dort ausgeruht, als die Ordre kam, nach Kampur zu gehen, weiter hinauf nach dem Norden, näher zum Himalayagebirge, in ein gesünderes, menschenwürdigeres Klima.

„Im Buche des Schicksals stand es geschrieben, ich sollte jenen Ort nimmer erreichen!

„Dieses Mal benützten wir die Eisenbahn, durch große Waldungen von Fächerpalmen und Bananen, später durch weite, mit hohem, bewegungslosem Rohr bestandene Sumpfflächen jagten wir dahin in den leichten offenen Wagen. Dann wurde das Terrain etwas höher, Zuckerrohrpflanzungen und Baumwollenfelder begleiteten uns mit weißen Blüten rechts und links, dann wieder Moräste, von bunten, hohen Vögeln bevölkert, dann ein Fluß, eine donnernde Brücke, dann wieder Wald und Feld, dann etliche ärmliche Hütten, eine Kohlen- oder Wasserstation.

„Wieder lange Brücken, ein Zug von Elephanten, der dicht an der Bahn vorüber kam, — wir hielten an, wir waren in Burdwan. Hinter diesem Orte begann sich in der Ferne ein langgestreckter dunkelblauer Streifen zu zeigen, das Vorgebirge. Die Nacht brach herein — es wurde mehrere Male gehalten unterwegs, gegen Morgen erreichten wir Patna; dort waren wir gezwungen zu rasten.

„In dem Hotel, in welches wir uns begaben, ein ärmliches, baufälliges Nest, welches ein Hindostaner unterhielt, fanden wir nur nothdürftig Unterkommen, der braune Wirth erklärte uns in ziemlich geläufigem Englisch, eine vornehme kranke Dame hätte beinahe das ganze Haus mit Beschlag belegt, die

Gattin eines hochgestellten Offiziers, welche auf der Reise erkrankt sei.

„Ein tiefes Seufzen und Stöhnen, welches wir durch die dünnen Wände hindurch nur zu deutlich vernahmen, ließ an der Wahrheit dieser unangenehmen Mittheilung nicht zweifeln. Mitleid mit der Kranken veranlaßte uns, derselben unsere Dienste anzubieten. Mrs. Bogham hatte mit den Kindern zu thun, ich begab mich hinüber in das Zimmer, in welchem die Dame lag.

„Ein höchst seltsamer Anblick wartete meiner. Es war mitten in der Nacht, wie erwähnt, auf einem Ruhebett lag eine dicke, unförmige Masse, deren Aechzen lauter wurde, als ich hereintrat. Bei dem Lichte einer Art von Lampe, welche Hunderte von Insekten und Nachtvögeln umschwirrten, bemerkte ich einen nackten Hinduknaben, am Boden sitzend, auf einem schmalen Brett, welches über einen Wasserkübel gelegt war (ein sehr gebräuchliches Mittel dort, um die Betreffenden am Einschlafen zu hindern) und geduldig die große Punka bewegend in regelmäßigen Zügen, welche der Kranken Luft zufächelten.

„Du mußt nämlich wissen, daß in Patna die Hitze noch größer ist als in Bengalen und im Gangesthal, weil der Einfluß der See dort nicht ermäßigend wirkt.

„Seitwärts jener Masse kauerte ein zartes Hindumädchen, deren sanfte Rehaugen die Fremde aufmerksam beobachteten, auf einem Nebentische standen Flaschen und Gläser, überall im Zimmer zerstreut lagen Koffer, Taschen und Kleidungsstücke.

„Es herrschte eine fast unerträgliche Schwüle in dem engen Gemach, welche noch lästiger auf die Sinne und Athmungsorgane wirkte, weil dieselbe stark von Branntwein durchduftet war.

„Du lächelst ungläubig? Ich versichere Dich, Marie, in jenem mörderischen Klima würdest Du darin nichts Besonderes finden: der brennende Durst verlangt ein häufiges Trinken, das Wasser aber erschlafft den Magen und man empfindet einen geradezu leidenschaftlichen Drang nach etwas Herzstärkendem, Anregendem für die erschlafften Nerven. — Man beginnt mit Wein, mit Bier und mit Champagner, um bald zu finden, daß auch diese nicht mehr genügen, — nun greift man zum Brandy — dem half and half, bis des Wassers immer weniger wird und der Gin oder Rum ganz die Oberhand bekommen; es ist das ebenso furchtbar wie wahr.

„Doch zurück zu meiner Kranken.

„‚Sie sind sehr gütig, Miß oder Madame, daß Sie sich um mich bemühen,‘ sprach wie aus dem

Grabe heraus eine matte und doch dabei seltsam rauhe und tiefe Stimme, und eine Hand machte einige Anstrengungen, um aus dem Gewirre von Musselin und Flanell sich herauszurecken.

„Daß ich's kurz mache: ich fand eine bejahrte, unförmig dicke Dame, welche, von rheumatischem Leiden und Asthma schwer geplagt, auf der Reise nach dem kühleren Norden hier hatte liegen bleiben müssen.

„Sie nannte mir ihren Namen, Karoline Macduff hieß sie, sie sei die Wittwe des Kapitän Macduff, welcher, nachdem er sich hätte pensioniren lassen, um eine vortheilhafte Stelle im Dienste der Compagnie anzunehmen, an der Cholera gestorben sei. Sie wohne in Kalkutta, ziehe aber jedesmal bei Beginn der großen Hitze hinauf in die Berge.

„Ein Wink mit dem Kopfe und das Hindumädchen trat geräuschlos an den Nebentisch und reichte ihr das Glas. Sie trank mit einem Schmatzen, gierig — es war half and half, Marie — und fuhr dann fort zu klagen und zu lamentiren.

„Ich saß während der ganzen Zeit, seit ich jenen Namen vernommen hatte, starr, wie Lot's Frau zu einer Salzsäule geworden, da und weiß kaum, wie es möglich war, daß ich trotz dieses Zustandes

dennoch Ekel und Mitleid empfinden konnte. So seltsam es auch klingen mag — trotzdem ich in Indien war, unter denselben Verhältnissen dort hingegangen wie unsere Erbtante, nicht einmal in der ganzen Zeit hatte ich auch nur mit einem Gedanken mich Jener erinnert, und nun — in dem weiten, fremden Lande mußte ich ihr hier begegnen, Karoline Macduff, es war kein Zweifel, es war meine Verwandte."

„Du schriebst es mir damals, auch mich dünkte es ein Wunder, oder vielmehr eine Fügung des Himmels."

„Die war es in der That! Mit einem nur zu erklärlichen Gefühl der Neugierde und des Staunens, nachdem der erste Schrecken dieser großen Ueberraschung vorüber war, betrachtete ich dieses gedunsene Gesicht da vor mir in dem matten Halblichte und forschte vergebens nach einem bekannten, verwandtschaftlichen Zuge; in dieser rothen, von Tüchern und Binden unordentlich umgebenen Fleischmasse unterschied ich nur ein Paar kleiner, schwimmender Augen und eine schmale Vertiefung — den Mund, — du lieber Gott, und sie soll einstmals eine Schönheit gewesen sein!

„Wäre noch ein Zweifel möglich gewesen, ich vernahm deutsche Laute hier in Patna zum ersten

Male wieder, seit ich Alexandria verließ: wenn die Schmerzen sie folterten in den unförmigen Gliedern, stöhnte sie ein ‚O Gott! . . .‘ oder ‚Barmherzigkeit!‘ nach dem andern.

„Was der Anblick dieser nahen Verwandten nicht zuwege gebracht hatte, diese deutschen Worte ergriffen mich in der innersten Seele, Thränen traten in meine Augen und ich gab meinem Mitleid Worte, bat sie, nach einem Arzt zu schicken.

„Ihre fette, schweißige Hand ergriff die meine und drückte sie lange und fest, dabei begannen ihre verquollenen Aeuglein ängstlich zu funkeln.

„‚Nein, Kind, — keinen Doktor!‘ sprach sie rasch und leise, ‚die Doktoren taugen alle nichts, liebe Miß, sie verbieten mir das Trinken und das kann ich nun einmal nicht mehr lassen.‘

„Sie betrachtete mich genauer und fuhr fort:

„‚Sie trinken nicht, ich sehe es an Ihrem glatten, unschuldigen Gesichte. — Ach, wie ich so alt war wie Sie, da trank ich auch noch nicht, aber das Klima und die vielen Reisen, Miß — mein Mann war viel auf Reisen und ich mit ihm, da lernte ich das Trinken — der Himmel verzeih' mir's — und kann's nun nicht wieder lassen . . . Ich wäre wohl nach Europa zurückgekehrt, als mein Seliger starb, aber

es war bereits zu spät, ich hätte die Kälte und die Nebel in Deutschland nicht ertragen, ich hatte auch hier eine gar zu große Menge von Geschäften, das Geld stak da und dort und mußte mit Geduld und Klugheit realisirt werden ... überdieß ... in der Heimat, liebes Kind ... ich habe dort nichts wie böse, habgierige Verwandte, welche wissen, daß ich zu Geld gekommen bin, und hier Agenten bezahlen, um ihnen Nachrichten zu geben über mich und mein Geld, die mich umgebracht hätten, hätte ich einen Fuß auf deutsche Erde gesetzt.'

„‚Madame sind eine Deutsche?' fragte ich, fest entschlossen, mich ihr nicht zu erkennen zu geben, so abschreckend war der erste Eindruck, den jene unglückliche Frau auf mich machte.

„‚Ja — ich bin eine Deutsche — ausgestoßen von meiner Familie einst, eine hülflose Waise kam ich hieher, als Begleiterin einer englischen Dame. Der Zufall führte mich nach Madras, dort lernte ich Kapitän Macduff kennen, meinen verstorbenen Mann.'

„Sie stöhnte und verlangte zu trinken — der Athem ging ihr aus, sie rollte unnatürlich mit den Augen.

„‚Keinen Arzt,' fuhr sie dann leise fort, ‚die Aerzte taugen alle nichts, vorzüglich diese unwissenden

Pfuscher hier. Zu Hause, das geht an, aber nicht hier. Bei meinem Manne habe ich mir das Reisen angewöhnt und unterwegs helfe ich mir selbst.‘

„Nun — sie wurde ernstlich krank trotz dieser Selbsthülfe und schwebte einige Wochen haarscharf am Rande des Grabes hin. Glücklicherweise blieb Mr. Bogham in dienstlichen Geschäften in Dinapur, eine Meile von Patna nur und höher und gesünder gelegen, woselbst sich die Garnison für die Stadt befindet. Von dort schickte mir meine Freundin einen tüchtigen Militärarzt, der es fertig brachte, die erlöschende Flamme von Neuem anzufachen.

„Ich blieb die ganze Zeit bei der wiedergefundenen Verwandten, denn so groß auch mein anfänglicher Abscheu war gegen diese stöhnende Fettmasse — die Gute möge es mir verzeihen! — es war meine Pflicht, sie nicht im Stich zu lassen. Und seltsam, Marie, sie entdeckte es zuerst, daß wir eines Blutes waren, oder kam doch der Vermuthung sehr nahe.

„‚Kind, was Sie meiner verstorbenen Mutter ähneln,‘ sprach sie manchmal, wenn sie mich aus ihren kleinen Fensterluken halbe Stunden lang regungslos angestarrt hatte.

„‚Das ist wohl nur ein Spiel des Zufalls, Mrs. Macduff,‘ versetzte ich abwehrend.

„Nach etlichen Minuten erwiederte sie dann mit derselben matten Stimme, aber mit einer eigenthümlichen Hartnäckigkeit:

„‚Sie sehen ihr sehr ähnlich, meiner guten, seligen Mutter. Wie ist doch Ihr Name?‘ fügte sie eines Tages dann hinzu.

„‚Elisabeth.‘

„‚Und von wo sind Sie her?‘

„Ich konnte, ohne die Unwahrheit zu sagen, nicht länger ausweichen, ich nannte ihr meine Vaterstadt.

„Da geschah ein Wunder, ohne jede fremde Hülfe richtete sie sich auf. Seltsam schwammen ihre Aeuglein in der Tiefe, beinahe hastig bewegte sie die Hände und den Kopf.

„Sie wiederholte den Namen und starrte mich an.

„‚Aus Deutschland — eine Deutsche?!‘ stöhnte sie. ‚O die Heimat, o meine liebe, theure Mutter ... o ... o!‘

„Lächle nicht, Marie, es war ergreifend. Eine Seele, eine gefolterte, vielgeprüfte Seele trat plötzlich in jene kleinen Augen, ein Ausdruck, der mir verwandt vorkam, etwas Bekanntes, Anheimelndes, hier in der weiten, fremden Welt.

„Da sagte ich es ihr, wer ich bin und was mich hinausgetrieben hatte, und wie ich es sprach,

weinte der Koloß, weinte wie ein Kind, Marie, und zog mich an sein Herz. — In meiner Erzählung fand sie den ganzen Jammer ihres eigenen Lebens wieder.

„Nun, — Gott hab' sie selig! — sie war eine gar seltsame Frau, die so gefundene, mir bis dahin stets sagenhafte Erbtante, aber im Grunde ihres Herzens war sie, trotz aller Schrullen und üblen Gewohnheiten, ein ehrenhaftes, braves Weib geblieben.

„Sie sagte mir, sie sei glücklich, mich gefunden zu haben, in einem Kauderwälsch von Englisch und Deutsch beschwor sie mich, sie nicht wieder zu verlassen. Was soll ich Dir sagen, widerstrebend zwar willigte ich endlich ein — die verwandtschaftlichen Beziehungen üben eben eine stärkere Kraft auf uns in der Fremde, als daheim, wo sich uns vielfacher Ersatz bietet. Aber Gott ist mein Zeuge, ich folgte nur dem Gefühle meiner Pflicht, ich dachte niemals daran, die Tante zu beerben; ich versichere Dich, es war ein Opfer, welches ich brachte.

„Mit schwerem Herzen gab mich Mrs. Bogham frei, nach etlichen Wochen, als die dienstlichen Besichtigungen ihres Gatten in Dinapur beendet waren, reisten sie ab nach dem nicht allzu fernen Allahabad, während wir nach Tschittra gingen, in's nahe Ge-

birge, als meine Verwandte endlich wieder transportfähig war. Wir machten diese Reise auf dem Rücken von Elephanten, in kleinen Sonnenzelten, in denen wir bequem auf Polstern ruhten, eine Fortbewegungsart, die mir anfangs sehr seltsam vorkam.

„In kleinen Tagemärschen erreichten wir das Gebirge; das kräftigere, gesunde Klima, das dort herrschte, die größere Kühle vor Allem ließen uns aufleben. Vier ganze Monate blieben wir in einem Landhause, welches der Tante gehörte, in dem schönsten Erdenwinkel versteckt, den Du Dir nur träumen kannst, dann wurde der Rückmarsch angetreten, mit Sack und Pack und einem Troß von Dienerschaft, welchen ein alter Schotte, der schon unter dem seligen Macduff gedient hatte, — derselbe, der Dich von der Bahn abholte — Mr. John, unter seiner Aufsicht und Fuchtel hatte, der war das Faktotum meiner Tante.

„Wir erreichten die Bahn und dampften nach Kalkutta, um die Regenzeit dort abzuwarten, und ich lebte bei meiner Tante in allem Luxus zwar, aber sonst wie eine Verurtheilte, denn die alte Dame war im höchsten Grade eigenwillig und sonderbar. Abgesehen von dem Brandy und dem Schnupfen hatte sie die Gewohnheit zu erzählen, bis ihr der Athem ausging,

alte, längst verschollene Familiengeschichten, von Orten und Personen, die ich gar nicht kannte, von ihrem Seligen besonders und von ihren Reisen, von ihrer Jugendzeit und den bösen Verwandten, die ihr nach dem Leben trachteten. Letzteres war ihre fixe Idee. Ich war gezwungen, das Alles hundertmal mit anzuhören, täglich, stündlich in ihrer Nähe zu sein und mich ihrem Willen unterzuordnen, weßhalb und wie ich das so lange aushielt, ich begreife es heute selber nicht.

„Als sie wieder einmal das Asthma und die Schmerzen ganz besonders plagten, ließ sie Herrn Shapman, ihren Advokaten, kommen, denselben, welchen die Familie als Agenten benützte, ein außerordentlich ehrenwerther Mann, der die Tante von jenem Auftrage ihrer habsüchtigen Verwandten augenblicklich in Kenntniß gesetzt hatte und Jenen nur das mittheilte, was die Tante für gut hielt, nämlich, daß sie noch lebe, gesund sei und noch zwanzig Jahre zu leben hoffe; auch über ihren Aufenthaltsort mußte er sie fortwährend im Unklaren erhalten. Diesen Mr. Shapman also ließ sie rufen und schloß sich für eine Weile mit ihm ein, selbst Asta — die indische Leibzofe — mußte hinausgehen.

„Nach einer Stunde etwa kam der Anwalt wieder

heraus, sah mich an, lächelte mir zu und machte mir ein Zeichen, welches ich nicht begriff.

„‚Gehen Sie jetzt hinein, Miß Elisabeth, Ihre Frau Tante hat Ihnen eine Mittheilung zu machen,‘ sprach er, sah mich noch einmal aus seinen schwarzen Augen bedeutungsvoll an und ging davon.

„Ganz ermattet lehnte die Kranke in der Ecke des Divans. Ich rief Asta, und nach einigen verabreichten Stärkungsmitteln kam sie einigermaßen zu Kräften. Sie winkte mich herzu.

„‚Ich fühle mich schwach, mein Kind,‘ raunte sie mir zu, ‚ich werde sterben; — ich habe soeben mein Testament gemacht. — Sage nichts,‘ fuhr sie fort, ‚denn das Reden macht mir Pein — meine Brust, — hier ... Du weißt ... Mit Dir haben es die bösen Verwandten gemacht wie mit mir dereinst ... wir sind Schicksalsschwestern ... hinausgestoßen in die weite Welt ... Wenn wir nicht zu Grunde gingen — ihre Schuld ist es nicht ... darum, Elisabeth, sollen sie auch nichts von dem Mammon haben, um den sie sich so viele Mühen und unnütze Hoffnungen machten. — O, was für honigsüße Briefe diese grausamen Menschen früher schreiben konnten, bis sie endlich aufhörten, weil sie immer ohne Antwort blieben! Ja — seit ich Geld

hatte, da galt ich ihnen etwas, da schämten sie sich nicht, um meine Gunst zu betteln ... Erbärmliche Menschen! ... Ich kenne sie nicht, — sie hätten niemals einen Cent von meinem Vermögen bekommen und sollen es nun um so weniger, da sie Dich ebenso grausam behandelten, wie mich.

„‚Dir, mein Kind, habe ich Alles vermacht ... Danke mir nicht, aber hüte Dich vor jenen Menschen, denn sie werden Dir nun ebenso nach dem Leben trachten, wie sie es bei mir gethan.‘

„Sie riß die kleinen Aeuglein unnatürlich weit auf dabei und schüttelte meine Hand.

„Meine grenzenlose Ueberraschung und die Szene, welche nun folgte, kannst Du Dir denken — erlaß es mir.“

„Du schriebst mir, und ich sehe und höre Dich, sonst hielte ich es für einen Traum.“

„Ja — wie ein solcher kam mir das Alles in Wahrheit damals vor; ich sah und hörte und konnte es nicht fassen, ich, ein armes Mädchen, nun plötzlich eine Erbin, — von wie viel, Marie, das ahnte ich damals noch nicht einmal und weiß es selbst bis heute noch nicht genau.“

„Du Glückskind!“

„Damals schrieb ich Dir nach längerer Zeit zum

ersten Male wieder und hernach eine ganze Weile nicht, denn nach der Regenzeit begann die Tante wieder zu reisen, um ihr eintöniges Vegetiren doch in etwas zu unterbrechen. Wir gingen wieder in die kühleren Berge und kehrten abermals zurück — o, welch' ein Sklavenleben, Marie! — und lebten dann wieder in Kalkutta.

„Eines Morgens war sie todt — vom Schlage gerührt. Was soll ich sagen? — Wir begruben und beweinten sie, dann kam Herr Shapman und man öffnete das Testament. Ich zitterte, es begann sich Alles mit mir zu drehen: die Liste war lang, die Zahlen waren groß — ich war die Erbin von Millionen!"

„Lisel, und das sagst Du so, mit einer larmoyanten Miene und fällst mir jetzt nicht um den Hals und machtest keine Thorheiten? . . . Millionen! — Du liebe Zeit! Man kann das gar nicht einmal ausdenken, wenn man hundertundfünfzig Gulden Gage hat."

„Damals, ich versichere Dich, war mir gar nicht so freudig zu Muth, wie Du annimmst: die Tante war gestorben, ich stand allein dort draußen im fernen Lande, hatte keine Stütze, keinen Freund, Niemanden in der ganzen weiten Welt als Dich,

Marie. Ich habe mich kaum jemals unglücklicher gefühlt, als gerade in jenen Tagen; dazu die Verantwortlichkeit, die Last der Geschäfte, — denn Herr Shapman hielt mir jeden Tag einen längeren Vortrag und verlangte meine Entscheidung. Ein großer Theil des Vermögens stak nämlich in Grundbesitz und in kaufmännischen Unternehmungen, diesen zu realisiren erforderte es Vorsicht und Geduld.

„Mein erster Gedanke war natürlich, aus diesem Feuerlande fort und nach der deutschen Heimat zu reisen, aber meiner brennenden Sehnsucht mußte ich Schranken setzen, bis Alles geordnet war. Auch mußte ich ja Entschlüsse fassen wegen meines ferneren Lebens; ein junges Mädchen mit einem so großen Vermögen kann doch unmöglich ohne jeden Schutz oder Anhang in der Welt dastehen, ohne der Anziehungspunkt, ja die Beute von tausend Habsüchtigen und Abenteurern zu werden.“

„Ich glaube wahrhaftig, die Tante hät Dich angesteckt mit ihrer Menschenfurcht.“

„Wohl möglich, aber setze Dich genau in meine Lage, was sollte ich machen? — In Indien mochte ich nicht bleiben, allein hier leben in meinen Jahren ist nicht möglich, denn unbekannt würde ich nicht bleiben bei meinem Reichthum, ich wäre das Opfer

von allerhand Intriguen, die mir schließlich das Dasein verleiden würden. Hätte ich gute Verwandte, so würde ich an ihnen die nöthige Stütze finden, bis ich Gelegenheit hätte, mich zu verheirathen; leider aber ist das nicht der Fall, und ich mußte nun darauf denken, was mir übrig blieb unter diesen Verhältnissen, was das Klügste und Passendste wäre für mich."

„Darum also schriebst Du an mich, daß ich Dir Deinen Zukünftigen und Deine bösen Verwandten ersetzen solle?" unterbrach sie die Freundin, welche mit einem drolligen, etwas lauernden Lächeln vom Sopha aus die arme Millionärin seit einer Weile beobachtete.

„Ja, darum, Marie; Niemand hatte ich sonst, auf den ich mich verlassen konnte, als Dich, zugleich aber auch reifte in meinem Hirn ein Plan, zu dessen Ausführung ich Deines Beistandes ganz besonders bedurfte. Ich setzte brieflich Voghams von dem Umschlag in meinem Schicksal in Kenntniß und verließ vor zehn Wochen ungefähr jenes heiße Land, das Land der Träume und des Elends, um zuerst nach England zu gehen, dort den beweglichen Theil meines Besitzes zu deponiren und von London aus an der Realisirung meines Zukunftsplanes zu arbeiten."

„Und darf man diesen wissen?“

„Ganz bestimmt, ich rechne ja stark auf Deine Beihülfe bei seiner Verwirklichung.“

Hier blickte die Erzählerin auf und warf einen zärtlichen Blick auf die Freundin, während um ihren hübschen Mund es leise aufzuckte, wie von Schalkheit, trotzdem auf ihrer Stirn noch ein Schatten der Wehmuth oder wohl gar der Sorge schwebte.

„Ja, wie schaust Du mich denn an?“ rief Jene, beinahe betroffen sich aufrichtend. „Aprilwetter ... Thränen gar!“

Sie hatte sich schon erhoben und schlang nun beide Arme um Elisabeth's Hals.

„Du weinst, Lisel — im Ernst?“

„Es kommt manchmal über mich, ich weiß nicht wie. — In der Heimat zu sein nach langen, schweren Jahren, ohne Stütze, ohne Familie und ohne Berather ...“

„Und mit Tonnen indischen Goldes.“

„Die gäbe ich gern um ein bescheidenes Glück.“

„Du kennst die Macht noch gar nicht, die Du besitzest,“ sprach Marie mit Nachdruck. „Ich lebe in der Welt, ich lernte die Menschen und ihre Verhältnisse kennen, — mehr oft, als mir lieb ist. Glaube mir, Lisel, Gold ist eine Gewalt, vor welcher

alle anderen sich beugen. Wer Geld hat, ist geachtet, hat Freunde und Bewunderer und wäre er da drinnen ein Scheusal, oder häßlich wie die Nacht! Wer Geld hat, hat Tugend, hat Gewalt, findet Ehren und Anerkennung, ein vergoldeter Schurke gilt mehr als ein Armer auf Erden und wäre derselbe von Kopf bis zu Füßen ein Ehrenmann und rein wie Schnee."

Elisabeth nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

„Eine Macht — aber eine dämonische ist der Reichthum, wohl hast Du Recht; ich habe es bereits erfahren! Ich möchte manchmal die Bürde von mir abschütteln, mir nur eine bescheidene Summe zurückbehalten, um zu leben, aber ich meine, das wäre feige — vorerst will ich handeln, wie es recht und verständig ist — will's versuchen!"

„Nun, das ist wenigstens gescheidt, wär' auch schade um das schöne Geld!"

„Hör' zu, mein Liebling, und lache mich nicht aus: es muß wohl noch ein Nachspuken sein aus jener Zeit, wo wir mit kattunenen Fähnchen und knurrendem Magen, aber den Kopf voll goldener Träume zur Theaterschule liefen; — ich möchte nämlich noch einmal Komödie spielen."

„Wahrhaftig? ... Du setzest mich in das allergrößte Erstaunen!" rief Marie.

„Ich weiß von meiner Familie wenig Gutes, sie stieß die arme Waise herzlos hinaus in die Welt, sie konnte dort zu Grunde gehen, sie rührte es nicht!... Aber siehst Du, es wäre doch immerhin möglich, daß ich sie zu hart beurtheile, denn mein einer Onkel ist unvermögend und kinderreich und der andere ein kühler Geschäftsmann, es sind außerdem noch Andere, die Vettern meiner Eltern oder deren Kinder da...“

„Nun?“

„Es wäre also möglich — ja, ich glaube das sogar ganz bestimmt, es wird doch zum wenigsten eine brave Frau oder ein Ehrenmann darunter sein.“

„Und dann, Lisel?“

„Meine Pflicht ist es und das Gescheidteste und Anständigste für ein junges Frauenzimmer, mich meiner Familie zu nähern, unter ihrem Schutze zu leben.“

„Ist das Dein Ernst?“ rief Marie erschrocken, „gedenke der Mahnungen dieser indischen Tante, sie würden Dich nicht umbringen gerade, aber von dem Augenblick an hättest Du keine ruhige Stunde mehr, darauf verlaß Dich! O, ich kenne die Menschen! Steckt's doch mich schon an, wenn ich denke, Du bist eine Millionärin, nicht daß ich etwas haben will

von Dir, aber daß ich so auf ganz intimem Fuß mit Dir und Deinen Millionen verkehre."

„Treibe nicht Spott, Marie; mir ist's vollständiger Ernst. Aber ich denke gerade so wie Du, ich habe Furcht, darum — und das eben ist mein Plan — darum möchte ich prüfen, ehe ich wähle, und weil ich für alle Fälle sicher gehen will, so komme ich nicht zu ihnen als Elisabeth Steinfurt, sondern als die Erbtante in Person, welche einmal die lieben Verwandten und die deutsche Heimat besucht."

„Bist Du von Sinnen!?" rief Marie und schlug die Hände zusammen vor Ueberraschung und Schreck.

„Ganz bei Verstand; ich kann dann wieder nach Indien verschwinden, wenn's mir so beliebt, wenn ich mich täuschte in ihnen, behalte mir also unter allen Umständen einen guten Aktschluß und effektvollen Abgang vor, kann auch das Wagestück unschwer beginnen, denn Niemand von ihnen Allen weiß, wie die Erbtante aussieht und daß sie nicht mehr am Leben ist. Auf ihren eigenen Wunsch wird ihr Tod der Familie streng geheim gehalten."

„Unmöglich! — Unsinn, Lisa, — trotz alledem! — Wie willst Du das durchführen? Welchen Zwang legst Du Dir auf! Und wenn Du nun aus der Rolle fällst!"

„Sorge Dich nicht — ich habe in den langen, einsamen Stunden Alles wohl überlegt; hilfst Du mir nur, so soll mir's schon gelingen. Ich brachte dazu den ganzen Apparat von Indien bereits mit herüber, die Begum selbst und Asta und Ben, die beiden indischen Diener, welche hier mit den Zähnen klappern, und den ehrlichen John . . ."

Marie war aufgestanden und nahe an die Freundin herangetreten. Mit großen Augen sah sie sie an und legte ihre Hände auf ihren Arm.

„Die Begum . . . die todte Tante?" fragte sie ungläubig und schüttelte mit dem Kopf.

„Die Erbtante, ja! . . ." versetzte Elisabeth ernst.

„Barmherzigkeit! . . ."

„Du glaubst mir nicht . . . wohlan! . . ."

Mit einer gewissen Feierlichkeit erhob sich Elisabeth und schritt hinaus. Mit einem Gesicht, in welchem sich lebhaftes Erstaunen, auch Spuren von Unwillen oder Mißbilligung mischten, sah die Freundin ihr nach. —

„Sie wird doch die alte Person nicht als einbalsamirte Mumie mit herüber gebracht haben?" sprach sie kopfschüttelnd und sah dann ärgerlich zum Fenster hinaus in die blaue, goldgetränkte Luft.

„Dummes Zeug! . . . sie will mich aufsitzen

lassen; es ist irgend ein Schmarre!" murmelte sie im heimatlichen Dialekt. Plötzlich aber fuhr sie zusammen: die Thüre ging auf mit Geräusch, herein schwankte eine seltsame Gruppe.

Marie erhob sich erschrocken.

Zwischen zwei gelbbraunen, in fremdartige Gewänder gekleideten Gestalten bewegte sich eine dicke Masse schwerfällig vorwärts, von diesen unterstützt. Beim Näherkommen unterschied die Betroffene eine Art von Schlafrock aus kostbarem indischem Seidenstoff, von einem Musselinturban überhöht, von welchem einige shawlartig gewundene Tücher herabfielen, deren zwei von verschiedenen Seiten her ein rothes, runzeliges Menschenantlitz einfaßten, von dem man kaum mehr erkennen konnte, als die Augen und ein Stück der Nase.

In den behandschuhten Händen hielt diese Gestalt eine reich mit Steinen besetzte Dose, — eine kleine Tasche und ein großer Fächer waren an dem langen, schleppenden Gewande befestigt.

„John!" rief eine tiefe, dumpfe Stimme hinter den Tüchern hervor mit einem Kauderwälsch von Deutsch und Englisch, „gif my brandy and water!"

Mit einem Glase, dessen Inhalt eine verdächtig braune Farbe hatte, eilte der schottische Diener herbei,

die Alte ergriff es und führte es mit zitternden Händen an ihre Lippen; ihre Augen funkelten vor Gier und Behagen, als sie trank.

„Stell' fort, John ... Wuer ist das junge Frauenzimmer dort? Ist das eine Bekannte von meiner Nichte Elisabeth?" fragte sie dann, Marie Werner bemerkend, welche mit einer gar seltsamen, fast furchtsamen Miene dem eigenthümlichen Schauspiel zuschaute. Sie klopfte auf ihre Dose, nahm eine Prise Tabak und rief noch einmal mit der rauhen Grabesstimme: „John — wuer ist sie?"

Dabei schwankte sie schwerfällig näher herzu, auf die Unbekannte los. — So unheimlich war das Ganze, daß Marie erblaßte und ihr der Athem still stand. Hatte Elisabeth gelogen? War das Alles nur ein Märchen? Unmöglich! Aber die Person lebte, sah sie an mit ihren rollenden Augen starr, unverrückt, während sie näher kam, und die beiden braunen Menschen mit den melancholischen Augen waren ebenfalls Fleisch und Blut.

Eine namenlose Angst ergriff sie wider Willen, sie wollte fliehen, in kindischer Furcht davon laufen; — als ahnte die Begum ihre Absicht, rief sie ihr plötzlich ein befehlendes „Bleib'!" zu und bannte sie so an ihren Platz.

„Telchun!“ *) kommandirte sie und gleich hinterher „Khure!“ **) mit der Stimme und Miene eines Korporals. „Laßt mich niedersitzen.“

Die beiden Hindus betteten sie weich in die Ecke des Sophas und traten ehrfurchtsvoll zur Seite.

„Geht hinaus!“ kommandirte sie weiter.

Die beiden Gestalten verbeugten sich und verließen das Gemach. Marie vergingen fast die Sinne, sie blieb mit dieser Maschine allein, die sie fortgesetzt mit ihren scharfen, zugekniffenen Augen musterte.

Plötzlich aber änderte sich die Szene, wie elektrisirt fuhr die blonde Wienerin empor: jene Masse hatte abermals gesprochen — aber mit ganz veränderter Stimme jetzt.

„Gelt, Marie, Du fürchtest Dich?“ hatte sie gefragt. Sie hielt sich an dem Tische fest, das Weinen war ihr näher als das Lachen. Sie wollte „Lisel!“ rufen vor Schreck, sie sah sich nach der Klingel um; da sprach die Alte wieder, und dieses Mal aber mit Lisel's freundlicher Stimme und mit einem hellen, herzlichen Lachen hinterdrein.

„Wird's gehen, mein Liebling?“ fragte sie, „Du

---

*) Achtung.

**) Halt.

siehst, ich habe noch nicht ganz die alte Kunst verlernt."

„Lisel ... ja, Lisel!" rief da Marie mit großen, schier unnatürlich weit aufgerissenen Augen und faßte sich nach dem Herzen. Schwankend, wie zwischen Traum und Wirklichkeit, ihr ganzes Gesicht ein großes Fragezeichen, so starrte sie die Erbtante an, die jetzt mit einer Bewegung die Tücher zur Seite schob und sich den Turban abnahm, unter welchem ihr schönes, dunkles Haar zum Vorschein kam. Das Gesicht freilich war unkenntlich, denn das war arg geschminkt. Das Ganze war so komisch und so packend zugleich, daß, ohne auf diese Schminke zu achten, Marie der Freundin jubelnd um den Hals fiel.

„Wie konntest Du mich so erschrecken?" rief sie lachend und weinend durcheinander.

„Glaubst Du nun, daß ich's durchführe?" fragte Jene ernster werdend zurück.

„Ja, wenn Du Deine Rolle so gut auswendig kannst, dann muß es Dir wohl gelingen!"

„Ich hatte Zeit genug, sie einzulernen."

„Du lieber Himmel, — welch' eine Idee!"

„Und willst Du mir helfen, Marie?"

„Das will ich gern und gewiß!" versicherte diese.

„Du brauchst Dich nicht einmal zu verkleiden,

Schatz, Deine Rolle wird viel leichter sein wie die meine ...“

„Ich thue Alles, was Du willst und wenn es zu Deinem Glück führt.“

„Dann schlage ein! ... Mein treuer Gehülfe?“

„Ich schlage ein ... mein Wort darauf!“

„Topp! ... Arm in Arm mit Dir, so fordere ich mein Schicksal in die Schranken!“

Fünftes Kapitel.

Sie hatten es nicht allzu eilig, die beiden jungen Damen, sie waren Beide heitere Naturen im Grunde, sie wollten das Leben und die Freiheit erst ein wenig genießen, ehe sie an's Werk gingen, während die Begum daheim saß, wohl behütet durch die fröstelnde indische Dienerschaft, welche Niemand von den Leuten des Hotels oder andere Zudringliche zu ihr herein ließen, die Begum wurde von den Kellnern überhaupt nur selten und flüchtig gesehen, und dann jedesmal durch zwei oder drei Thüren und wenn die jungen Damen zu Hause waren. Hamburg bietet selbst im Sommer der Vergnügungen gar viele, außerdem lagen Helgoland und die holsteinische Küste sehr nahe und verlockten zu manchem kurzen Ausfluge. — Wie gesagt, die Damen genossen ihr Leben und freuten sich des Wiederfindens, ohne aber dabei ganz unthätig zu sein. Sie dachten und sprachen sich in jener Zeit immer tiefer in ihre Rollen hinein;

Elisabeth kam als die Begum, als Erbtante, welche Deutschland und den lieben Verwandten einen Besuch abstattete, Marie war ihre Gesellschafterin. Einer Entdeckung durch Unbefugte mußten sie vorbeugen, ihre Komödie mit Kunst und Nachdruck spielen; vor etwaigen Indiskretionen seitens der Dienerschaft waren sie sicher, denn Asta und Ben sprachen nur ihre Landessprache und John war ein alter, verschlossener Kerl und seiner jungen Dame treu ergeben. Diesen Letzteren hatte Elisabeth mit kurzen Worten in ihre Pläne eingeweiht, und die Aussicht auf die Komödie schien dem verwitterten Burschen nicht wenig Spaß zu machen.

Einige Konferenzen mit dem Anwalt und Korrespondenzen mit London abgerechnet, so machte die Erbin sich Feiertage; eines Morgens aber, zu Ende August, setzte sie sich hin und diktirte Marie den verhängnißvollen Brief. Derselbe wurde über London an ihre Verwandten geschickt.

Die Begum ließ den lieben Vettern und Basen in ihrem Kauderwälsch mittheilen, sie sei in England und beabsichtige sie zu besuchen für etliche Zeit und ihre Heimat wiederzusehen. Sie fragte an, ob man sie aufnehmen wollte, verbat sich aber sonst jede Aufmerksamkeit, namentlich ein Entgegenreisen oder

Aufsuchen. Sie trat dabei von Hause aus sehr prätentiös auf, sie verlangte vier bis fünf Zimmer für sich, die ineinandergehen müßten und die sie ganz für sich allein mit ihrer Begleitung bewohnen könnte, auch mußte diese Wohnung ihren besonderen Aufgang haben. Wäre das nicht zu ermöglichen, so könnte sie nicht kommen. Sie machte ebenso Bedingungen über die Verpflegung und über den Verkehr; sie sei eine alte, kränkliche Frau und bedürfe der Schonung, ließ sie schreiben, sie spreche nicht gern viel und lange und sehe nur zu gewissen Zeiten Menschen. Wenn sie das nicht haben könnte, wollte sie fortbleiben, andernfalls aber würde sie gern die Kosten, die sie verursachte, vergüten.

Eine Rückantwort wurde poste restante London erbeten, sie habe jetzt keinen bestimmten Wohnsitz, sondern besuche Verwandte ihres Mannes.

Diese Antworten ließen nicht lange auf sich warten, wie sie lauteten, kann man sich unschwer vorstellen.

Zuerst sandte Herr Plawner in London einen Brief von dem Präsidenten von Steinfurt, ein ganzes Aktenstück, denn nicht nur der Herr „Vetter“, sondern auch die lieben Nichtchen und Neffen hatten es sich nicht nehmen lassen, der „theuren Tante“ ihre Freude

auszusprechen über die frohe Kunde, welche sie ihnen geschickt hatte.

Beim Frühstück erbrach Elisabeth dasselbe und las es der getreuen Freundin vor, zuerst das Schreiben des Herrn Vetter. Derselbe drückte seine freudige Ueberraschung aus in der überschwenglichsten und umständlichsten Weise, die nur denkbar ist, und versicherte der theuren Cousine, er wäre lange nicht so beglückt worden, als durch ihren liebenswürdigen Brief. Er hätte die Hoffnung bereits ganz aufgegeben gehabt, daß ihm dieses größte Glück — noch dazu einem solchen Vielgeprüften wie er sei — im Leben zu Theil werden könnte, um so größer sei nun seine Freude.

Es verstände sich von selbst, fuhr er fort, nirgends anders als bei ihm dürfe sie wohnen; er würde selber nach London gereist sein, um sie abzuholen, wenn sie es nicht ausdrücklich in ihrem Briefe sich verbeten hätte. Sein Haus und Alles, was sein wäre, stünde zu ihrer Verfügung und allen ihren Wünschen würde man selbstverständlich mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommen. — Er sei glücklicherweise in dem Besitz einer großen und sehr schönen Dienstwohnung und könnte die Cousine sich die gewünschten Räumlichkeiten dort ganz nach Gefallen selbst aussuchen. Mit

brennender Ungeduld sehe man der Ankunft der lieben Verwandten entgegen. Er sprach dann von der Unbill, welche derselben einst zugefügt worden sei, an welcher er aber natürlicherweise nicht die geringste Mitschuld trüge, er verurtheilte streng die Handlungsweise einer nun bereits dahingeschiedenen, engherzigen Generation und drückte zugleich die bestimmte Zuversicht aus, daß die liebe Cousine viel zu edelmüthig sei, um das den Lebenden nachzutragen.

Er deutete dann in zarter Weise an, er selbst sei ja ebenfalls nicht auf Rosen gebettet, denn das Leben mache sehr große Ansprüche an einen höheren Beamten heutzutage, sprach dann von seinen vortrefflichen, wohlgerathenen Kindern und nannte deren Namen und Eigenschaften.

Seine vortrefflichen, höchst wirthschaftlichen und mit allen inneren und äußeren Reizen begabten Töchter, Karola neunundzwanzig Jahre und Frida einundzwanzig Jahre alt, wären trotz aller dieser begehrenswerthen Eigenschaften noch unverheirathet, — man freie ja in dieser egoistischen Zeit nur nach Geld und das besäßen seine Kinder natürlich nicht. Egbert, achtundzwanzig Jahre alt, habe früher in der diplomatischen Carrière sich ausgezeichnet, sei aber aus Mangel an Vermögen bescheiden zurück-

getreten und ziehe jetzt im Joch, arbeite als Assessor beim Stadtgericht; Egon, fünfundzwanzig Jahre alt, sei wie sein Bruder eine schöne, ritterliche Erscheinung, stehe als Lieutenant bei den Dragonern und koste ihn natürlich vorläufig noch ein schweres Geld.

Unter diesen Umständen sei er gezwungen, sich einzuschränken, ja sich sogar schwere Entbehrungen aufzuerlegen, aber trotzdem sollte der theuren Verwandten in seinem Hause nichts mangeln und müßte er gegen eine Vergütung für seine Gastfreundschaft feierlich protestiren.

Sie möchte nur kommen und sie würde wie daheim sein.

„Klingt das Alles nicht ein wenig wie eine versteckte Anleihe?"

„Und von Dir selbst schreibt er nicht?" sprach Marie, sich aufrichtend in ihrer bequemen Ecke und den zierlichen, von dem kurzen Aermel des leichten Morgenkleides nur halbverdeckten Arm nach dem Schreiben ausstreckend, welches Elisabeth noch nachdenklich in der Hand hielt. Ihr Auge hatte dabei, trotz alles Ernstes, ja trotz des Widerwillens, den das Gehörte ihr eingeflößt hatte, einen Ausdruck von Laune und Schelmerei.

„Ich denke, daß es sehr traurig ist, solche Briefe

von seinen nächsten Verwandten zu erhalten, bei denen man einen Unterschlupf sucht," versetzte Jene ernst.

„Der theure Vetter spricht eigentlich nur von dem Gelde, welches er nicht hat, und möchte Dich augenscheinlich nur erst dort haben, Erbtante."

„Weil er es nicht hat, darum überschätzt er es; aber vielleicht besitzt er neben dieser Schwäche bessere Eigenschaften, auf die ich rechnen darf."

„Du meinst, daß unter jedem Sumpfe fester Boden ist?"

„Ungefähr so, Marie ... Gottlob, ich besitze die Mittel, diesen Sumpf ein wenig auszutrocknen!"

„Du bist eine gute Seele und von einer fixen Idee beherrscht; wenn Du Dich nur nicht täuschest ... Und der vortreffliche Egbert, der ehemalige Diplomat, der so bescheiden zurücktrat?"

Ein Schatten zog über Elisabeth's Stirn, aber er glich nur der flüchtigen Sommerwolke, schon lächelte ihr hübscher Mund.

„Im Grunde muß ich demselben dankbar sein, denn er vertrieb mich von Bern und wurde somit der Schöpfer meines Glücks."

„Er möchte herrlich schöpfen in diesem Glück, wenn er seinem Vater gleicht. Was übrigens der Herr Präsident für eine eckige, grausame Handschrift

schreibt; einem Großinquisitor würde sie Ehre machen. Und bist Du nicht begierig, was der bescheidene Egbert schreibt?"

„Nicht gar zu sehr."

Dabei nahm Elisabeth die verschiedenen Einlagen, durchblätterte dieselben flüchtig und behielt die eine derselben in der Hand.

„Der junge Herr schreibt englisch — wahrscheinlich glaubt er mir eine besondere Ehre damit anzuthun."

„Ich vermuthe, um mit seinem Wissen zu prahlen. Sehr spanisch würde es ihm vorkommen, wüßte er, wer hinter dieser Tante steckt."

„Eines Tages wird er es vielleicht erfahren, aber nun höre zu:

„My dear aunt! Obgleich einst Diplomat, bin ich dennoch ein geschworener Feind aller Umschweife und schönen Worte. Ich pflege zu reden, wie es mir um's Herz ist. So will ich denn auch Ihnen, theure Tante, offen und ehrlich, wie dieß meine Art ist, meine große Freude aussprechen, daß ich eine liebe Verwandte, von welcher ich seit meiner frühesten Kindheit an so viel und mit solchem Enthusiasmus sprechen hörte . . ."

Hier unterbrach Marie die Leserin durch ein leises: „Hm!"

„. . . nun in kurzer Zeit hier bei uns sehen soll. Was in meinen schwachen Kräften steht, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen, wird mit Freuden geschehen und stelle ich mich Ihnen ganz zur Verfügung; gebieten Sie über mich.

„Ich zähle die Stunden bis dahin, und verbleibe in Liebe und Verehrung

Ihr gehorsamer Neffe

Egbert von Steinfurt."

„Ein etwas verblaßtes Abbild seines Vaters dünkt mich dieser Gründer Deines Glücks, liebe Elisabeth," sprach Marie, zu ihr aufsehend.

„Was willst Du — selbst wäre es so, wir müssen ihn entschuldigen: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

„Du bist in einer so menschenfreundlichen Laune heute, daß ich Dich vor Dir selbst und Deinem Optimismus warne."

„Ich sehe allerdings einige Schattenseiten, lieber Schatz, aber ich denke, wo Schatten ist, da ist auch Licht."

„Nun, wie Du willst. Und die Anderen? . . ."

Elisabeth nahm ein drittes Schreiben, entfaltete es und las. Es war der Brief der ältesten „Nichte" Karola. Sie sprach wie der Vater, sie drückte über=

schwenglich ihre Freude aus, die theure Tante zu sehen, die man sicherlich nicht wieder fortlassen würde, sie zählte dann alle ihre guten Eigenschaften auf und beklagte sich über die Entbehrungen, welche das schnöde Dasein den Unbemittelten auferlege, daß sie gar keine Aussicht hätte, sich zu verheirathen, und auf Bälle und ähnliche kostspielige Vergnügungen, an welchen andere junge Mädchen Gefallen fänden, ein= für allemal verzichten müßte. Sie sprach zuletzt von ihrem vortrefflichen Papa, von ihrer reizenden Wohnung und schloß mit der nochmaligen bestimmten Versicherung, daß man die theure Tante niemals wieder von sich lassen würde.

Die Beiden sahen sich in die Augen und lachten.

„Schöne Aussichten, Lisel ... wenn sie Dich nun halt wirklich festhalten?“

„Ich lasse ihnen dann die Tante, die Nichte schlüpft davon.“

„Und bewunderst Du nicht die Gleichförmigkeit der Gesinnung in dieser Familie?“

„Schilt nicht — Geld ist ein Dämon! Außerdem, warte nur, hier kommen noch zwei.“

Auch jene Briefe wurden gelesen; der eine war auf Rosapapier geschrieben, mit einem Hündchen in der oberen Ecke und dem Motto: „Je m'attache!“

Elisabeth lächelte ein wenig gezwungen.

„Dieß ist zum wenigsten eine kleine Erfrischung,“ sprach sie, nachdem sie die Zeilen schnell überflogen hatte; „hier tritt der Egoismus naiv und natürlich zu Tage. Sie spielt sich ein wenig auf als Kind, meine ‚Nichte‘ Frida; sie will ihr trautes Kämmerchen verlassen und bei mir schlafen.“

„Sie ahnt gewiß nicht, wie entsetzlich Du bist — ich lief beinahe neulich am hellen Tage davon, und nun gar bei Nacht!“

„Sie hat einen leisen Schlaf und will gern meinen kleinsten Wünschen lauschen, auch bittet sie mich, ihr etwas Schönes mitzubringen, und freut sich auf die Gesellschaften, die Papa meinetwegen veranstalten wird.“

„Das finde ich offen. — Unzweifelhaft hat der Papa diesen Brief nicht die Censur passiren lassen.“

„Nun kommt der letzte. — Ei sieh', Der schreibt nicht minder naiv. Seine gezwungene Handschrift, die aussieht, als hätte er ein Linienblatt benützt, und der karge Inhalt der Epistel erinnern mich lebhaft an die Briefe, welche ich früher meinem Großvater zum Geburtstag und zu Weihnachten schreiben mußte: ‚Lieber Großvater, Du warst bisher mein Großvater, diese Einrichtung bewährt sich, bitte, bleibe es auch

fernerhin; ich bin gesund, Du bist gesund — der Himmel erhalte Dich noch lange so, — Deine Dich liebende Enkelin Elisabeth.'"

„Vortrefflich! Laß sehen, ich will den Lieutenant lesen, — hm! Der gefällt mir! Dieser Brief gähnt, Elise, — er trägt ordentlich Falten in der Stirn. In dem Neffen ist noch Urnatur — ich glaube sogar, der rauhe Krieger hat etwas wie Scham und Widerwillen empfunden, als er der Millionentante diese Zeilen schrieb. — Wenn Der wüßte!"

Sie sah die Freundin an und lächelte.

„Dein Herz ist doch noch frei?"

„Ich höre es zum wenigsten nicht klopfen. Der Vetter ist leider für ein altes Mädchen, wie ich bin, zu jung."

„Nun, bei der anständigen Mitgift, wer weiß! — Doch da kommt Dein juristischer Beistand — je me sauve."

*

Etliche Tage später kam dann auch ein Brief vom Vetter Kommerzienrath, derselbe schnob Wuth über seinen Bruder, der ihm den Brief der Cousine, welcher gewiß doch ebensosehr für ihn als für Jenen bestimmt gewesen wäre, erst so spät übermittelt hätte, daß er nachhinken müsse. Aber das sei so recht dessen

Art. — Vielleicht wisse die Cousine, welch' ein unangenehmer, hoffärtiger Egoist sein Herr Bruder sei. So sehr er sich freue, sie unverhofft wiederzusehen, so sehr beschwöre er sie, ihren Aufenthalt nicht in der feuchten Dienstwohnung zu nehmen, einem alten, steinernen Bau, in welchem es in hohem Maße ungesund sei.

Marie lachte laut und lustig auf.

„Dieser gute Vetter, liebes Herz, geht der Sache ohne Umschweife zu Leibe — fast ein wenig brutal Ich gratulire Dir zu dieser neuen Acquisition."

Gedankenvoll, mit bewölkter Stirn fuhr Elisabeth fort:

„Du würdest dort auch wenig Ruhe finden, liebe Cousine, und nicht den nöthigen Comfort, an welchen Du gewöhnt sein wirst bei Deinen Mitteln, der Herr Bruder und seine Herren Söhne stecken nämlich bis über die Ohren in Schulden und die hochnäsigen Mädchen machen einen großen Staat, vom ersten Tage an würdest Du ihren heimlichen und offenen Angriffen auf Deine Börse und Deine Gutmüthigkeit ausgesetzt sein, Du würdest dort des Lebens nicht froh werden.

„Bei mir hast Du Aehnliches natürlicherweise nicht zu gewärtigen, denn ich lebe seit dem Tode meiner Frau mit meiner Tochter Helene allein in dem großen, comfortablen Hause, in welchem über=

genug Raum für Dich und Deine Begleitung ist und Du solchen Zumuthungen nicht ausgesetzt sein wirst, da ich selbst ein Mann in erträglichen Vermögensverhältnissen bin. — Wenn dieser Wunsch Dir selbstsüchtig erscheint, Du wirst noch nicht drei Tage hier im Ort sein, so wirst Du Dich selbst von der Richtigkeit meiner Worte überzeugt haben. Mein Bruder ist ein so schroffer Egoist, daß ich mich genöthigt gesehen habe, allen Verkehr mit ihm und seiner Familie zu meiden, auch war ich hiezu gezwungen, um seinen ewigen Geldforderungen mich zu entziehen. Verzeih', wenn ich Dir gleich vor Deiner Ankunft so unangenehme Eröffnungen mache, aber ich konnte dieß nicht wohl umgehen, in Deinem eigenen Interesse. Ich erwarte sehnlich nähere Nachricht. Meine Tochter schreibt Dir ebenfalls," und so weiter.

„Welchem gibst Du nun den Vorzug von den feindlichen Brüdern, arme Lisel?"

„So ungefähr hatte ich mir diese Verwandten gedacht," erwiederte Jene düster ... „die Tante hat mich gewarnt."

„Und hast Du noch mehrere solche Verwandte?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, wer noch am Leben ist. Es existirte damals noch ein Vetter meines Vaters, welcher Kinder hatte, und eine alte,

aber beinahe taube Tante. Ich war so lange fort aus der Heimat — über sieben Jahre, und habe in der ganzen Zeit nie etwas von den Meinen gehört."

„Da ändert sich freilich Manches, aber sei überzeugt, daß sie schreiben werden, wenn sie noch leben, oder sonst sich einfinden, das Geld ist ein mächtiger Magnet; Du brauchst nur ein wenig mit dem Beutel zu klappern."

Nachdenklich nahm Elisabeth, ohne zu antworten, den letzten Brief und las denselben. — Eine leichte, offene Handschrift war es und nur wenige Zeilen. Ihre Stirn entwölkte sich ein wenig.

„Ein Schimmer von Hoffnung — eine Seele, Marie," sprach sie aufathmend.

„Helene schreibt mir einen einfachen, würdigen Gruß. — Sie kenne mich zwar nicht, sie habe aber von mir gehört. Man wäre nicht freundlich gegen mich gewesen in meiner Jugend, da der Himmel es zum Guten gelenkt, möchte ich das alte Leid vergessen und mit einem warmen Herzen die Heimat umfangen. — Sie könne ahnen, was ich empfände nach so langer Trennung und so vielen Schicksalen — ich sei willkommen."

„Das ist hübsch — das freut mich!" rief Marie lebhaft, „so ungefähr hätte ich auch geschrieben in

einer ähnlichen Lage. Dem Mädchen bin ich gut, ohne es zu kennen!“

„Also doch eine fühlende Menschenbrust vielleicht — für mich ist das viel, unendlich viel, Marie, ein Hoffnungsschimmer, den ich freudig begrüße, für den ich dem Himmel danke!“

„Du machst mich eifersüchtig — in der That!“

„O, Du! — das ist ganz etwas Anderes, Du bist ein Theil von meinem eigenen Ich — Dich kann aus meinem Herzen Niemand verdrängen, mein treuer Freund, mein Kampfgenosse! — Was mir gehört, gehört Dir, Du bist meine Stütze und meine Hoffnung — Du wirst mich nicht verlassen!“

„So tief erregt?“ fragte Marie beinahe besorgt, als sie die hochgespannte Gemüthsverfassung der Freundin gewahrte. — Sie schlang ihre Arme zärtlich um deren Nacken und zog sie an ihr Herz.

„Ich stehe zu Dir!“ rief sie mit Wärme und sah sie an aus ihren leuchtenden Augen, „wir thun wie Du willst, ich spiele mit Dir Komödie. Hoch lebe Tante Macduff! Und möge sie guten Erfolg haben und niemals aus der Rolle fallen, möge sie unter den Larven ein fühlendes, braves Menschenherz finden und mir für's ganze Leben meine treue Freundin bleiben . . . So, Lisel, nun hast Du Deinen Willen,

— ich schwöre fest zu Deiner Fahne — nun hör' aber auch auf zu weinen und wisch' Dir die Thränen ab, Du steckst mich sonst an mit Deiner unnöthigen Desperation."

Sie umarmten sich lange und zärtlich, die beiden Schicksalsgefährtinnen, und besprachen sich noch eifrig eine Weile hernach, dann schrieb, der Rolle gemäß, Fräulein Marie Werner, die Gesellschafterin der Tante, etliche Briefe im Auftrage der Lady Macduff und dann machten sie Toilette und fuhren am Nachmittage hinaus zu den Wettrennen, wo sie den letzten Rest von ihren geschäftlichen Sorgen und schwermüthigen Gedanken abschüttelten.

Sie waren etliche Male genöthigt, die Schleier tiefer herunter zu ziehen, auch zornige Blicke zu senden, denn einige junge Kavaliere, mehrere Offiziere darunter, betrachteten die hübschen Fremden mit mehr Aufmerksamkeit als ihnen lieb war. Es hatten einige von ihnen sogar die Kühnheit, Bouquets in ihren Wagen zu werfen und ihnen Eis und Champagner zu schicken; dieselben warteten diese letzte, etwas übertriebene Artigkeit nicht ab, beim Nahen der Boten fuhr der Wagen — noch vor dem Ende des Rennens — in beschleunigter Gangart davon.

Sechstes Kapitel.

In der Nähe des Schloßparkes einer unserer größeren deutschen Residenzstädte befindet sich eine feine Weinstube, welche ihrer guten Lage wegen namentlich von den jüngeren Herren der Aristokratie häufig besucht wird. Damen verirren sich selten oder niemals dorthin — im Gegentheil, gar manches ehrbare Fräulein macht mit niedergeschlagenen Augen einen Umweg oder beschleunigt unwillkürlich ihre Schritte, wenn sie die blauen Röcke oder die tief ausgeschnittenen Hemdkragen dort hinter den hohen Spiegelscheiben bemerkt, und anständige Frauen wählen lieber die andere Seite der Straße, weil sie fürchten, die Aufmerksamkeit jener „goldenen Bande“ in einer für sie unangenehmen Weise zu erregen, oder ihre Bemerkungen zu vernehmen, namentlich im Sommer, wo die schmale, vergitterte Veranda draußen mit Spöttern und Uebermüthigen dicht besetzt zu sein pflegt.

Uebrigens sind nicht alle Damen, die dort vorüberkommen, so spröde und männerfeindlich, ja manche Schöne geht sogar öfters dort vorüber, als unumgänglich nöthig ist, manches schöne Auge wendet sich verschämt, anscheinend oder vollbewußt auf jene glänzenden Scheiben und jene Männer, manches heimliche Zeichen wird dort gewechselt und manches verdächtige Wort geflüstert, vom Sattel ihres Renners herab grüßten schöne Reiterinnen mit der Hand oder Gerte lächelnd herüber, und aus mancher Equipage, die stolz vorüberrollt, fließt ein Lächeln oder gar ein Kopfnicken dort hinüber.

Das Café Stephani hat aber klugerweise neben der Restauration noch eine Konditorei, es gibt dort das vortrefflichste Eis in der ganzen Stadt, außer diesem nur Kaffee und Chokolade nebst kleinem Gebäck, hier verkehrt eine gewisse Kaste von Damen mit Vorliebe und um so lieber, als durch die hohen Preise einem Hinzudrängen niederer Elemente klüglich vorgebeugt ist.

Man findet bei Stephani allezeit nur sogenannte gute Gesellschaft.

Ich sprach vorhin von der guten Lage dieses Etablissements; es ist nothwendig, daß ich dieselbe ein wenig näher beschreibe: ihm gegenüber liegt der

Schloßgarten, welchen nur ein hohes, zierliches Gitter von der Promenade scheidet. Dieser ist seit undenklichen Zeiten durch königliche Municicenz dem Publikum geöffnet, zwei große eiserne Thore, mit Säulen, Laternen und Schildhaltern, führen hinein in die Allee, gemeiniglich die Prinzenallee genannt, deren Flanken mit hohen Bäumen besetzt sind, die einen dichten, wohlthuenden Schatten über die schmäleren Wege für Fußgänger und über den breiten, weichen Fahrweg werfen.

Die Laubmassen verengen sich beinahe in der Ferne, das saftige Grün verschwimmt zu einem dunklen Blau, denn scheinbar endlos zieht sich die große Allee in schnurgerader Linie hin; sie wird hinten durch eine hohe Fontäne und das Schloß effektvoll abgeschlossen.

Zu diesem Haupterholungspunkte der Residenz und aus diesem heraus strömen den ganzen Tag die Menschen, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, und Alles, was geht und kommt, muß am Café Stephani vorüber. Aber damit noch nicht genug: die Promenade hat man hier gerade zu einem breiten Platz erweitert und an diesem rechts und links liegen das Theater und das große, berühmte Landesmuseum, wodurch der Verkehr hier noch um ein Bedeutendes gesteigert wird.

Dieses Zu- und Abströmen so vieler Menschen zog Handel und Wandel hieher, der Platz ist eingefaßt von prächtigen Läden, die Abends ganze Fluten von Licht hinausströmen auf die Trottoirs und vor denen es von Schauenden niemals leer wird. In der Mitte des Platzes stehen zwei schlanke Kioske, in welchen Zeitungen und Sodawasser feil gehalten werden, und auf den Ecken desselben stehen Buden mit den herrlichsten Blumen und Früchten, eine Menge von Kleinhändlern und namentlich von hübschen Blumenmädchen, auf das Zierlichste herausstaffirt, bevölkern außerdem die Wege, mischen sich unter das Publikum und bieten ihre Waaren feil.

Das Alles gibt jenem Platze etwas ungemein Freundliches und Großstädtisches und macht ihn, namentlich in der besseren Jahreszeit, zum Mittelpunkte des eleganten Verkehrs.

Kein Wunder ist es also, daß die Herren so gern bei Stephani am Fenster oder auf der Veranda sitzen, und daß die Damen in der Konditorei eine Schale Eis verzehren, ebensowenig kann es auch Wunder nehmen, wenn bisweilen ein Verkehr zwischen der Weinstube und der Konditorei stattfindet, denn die Herren zieht es nun einmal auf der ganzen Welt magnetisch zu dem schönen Geschlecht.

Nicht dort vorn hinein in die hellen, glänzenden Räume aber führe ich den Leser, sondern in eine Hinterstube der Restauration, hinter dem stylvollen Billardzimmer, durch einen kleinen, dunklen Korridor von dem übrigen Etablissement geschieden. Es war dieses eigentlich nur eine Privatstube des Wirths und demgemäß eingerichtet, aber gefällig wurde sie bekannten Gästen abgetreten, welche hier im Stillen einer guten Flasche den Hals brachen und Macao oder ein Pharo zu spielen beliebten.

Man machte hier — wie man zu sagen pflegt, unter Freunden ein kleines jeu, obgleich nichts unrichtiger ist als diese Bezeichnung, denn nichts ruinirt die Freundschaft mehr auf die Dauer, als gerade das Spiel, nichts ist gefährlicher für gute Kameradschaft als dieses, und keinem Laster fallen mehr Existenzen zum Opfer, denn ganze Familien müssen oftmals leiden unter dem Schicksale der Einzelnen; Schuldenmachen, Wucherzinsen und Wuchermisère, Amerika und Selbstmord sind die Perspektive für Die, welche jener unseligen Leidenschaft dauernd fröhnen.

Das Zimmer war nur mittelgroß, nicht gerade elegant, mehr bürgerlich möblirt, mit einigen Kupferstichen an den Wänden und Vorhängen, bis zu der halben Fensterhöhe nach dem Hofe hinaus.

Um den großen, runden Familientisch herum saßen etwa acht bis zehn Herren heute früh, hinter ihnen auf kleinen Tischen und Kommoden standen die Flaschen und Gläser, Sardellenbrödchen und dergleichen andere gute Sachen, welche augenblicklich aber unbeachtet blieben, denn man war beim Spiel.

Man hatte gefrühstückt vorn, — einige Herren von den Gardereitern und einige Kavaliere vom Hofe, — war ganz solide zu Anfang, denn am Morgen ist man selten aufgelegt zum Spiel; da hatte sich ein schlanker, blasser, durch einen hochfahrenden, hämischen Gesichtsausdruck entstellter Herr zu ihnen gesellt, der hier offenbar wie zu Hause war.

Mit den Worten: „Bei Gott — es ist ein Skandal!“ hatte er einen Stoß Akten unter dem Sommerpaletot hervorgezogen und ihn auf einen Stuhl geworfen, „es ist die reine Köhlerarbeit — für einen Gentleman, geradezu unanständig. Kellner, einen Schoppen Rothwein!“

Er hatte sich zu den Uebrigen gesetzt, zum Fenster hinausgesehen nach den Damen, die der leichte Sommerregen da draußen kaum verscheuchte, man hatte medisirt über die Vorübergehenden, namentlich Damen vom Theater heute — seine Witze gemacht und jene

kleinen, pikanten Geschichten erzählt, welche Männer beim Glase so über Alles lieben.

Mit einem Worte, es hatte sich Alles ganz ordentlich und friedlich angelassen, bis jener Hinzugekommene vorschlug, das Frühstück auszuwürfeln.

„Nicht doch, Herr von Steinfurt, das bleibt hernach nicht beim Auswürfeln," hatten einige Solidere gemahnt, aber die Anderen hatten die Oberhand behalten, der Kellner brachte jene ominösen Lederbecher mit den drei Würfeln, die Schwefelholzbüchschen wurden geleert und bald klapperten die Knöchel auf dem Tische, bald hörte man jene sonderbaren technischen Ausdrücke, welche beim Auswürfeln in der Mode sind, und Ausrufe des Triumphs oder der Enttäuschung.

In der That war es aber dabei nicht geblieben, wie jene soliden und welterfahrenen Leute es vorhergesagt hatten, ein Zischeln und Zuwinken hernach und unter dem Vortritt Egbert's von Steinfurt, des ehemaligen Diplomaten, und noch einiger anderer Heißsporne war man übergesiedelt nach dem Hinterzimmer.

Hier saß man jetzt und spielte „lustige Sieben".

Sie kennen das Spiel nicht? — Ich will es Ihnen mit kurzen Worten beschreiben; es ist eines

der gefährlichsten Hazardspiele, so harmlos es auch aussieht, ähnlich dem bekannten Roulette, nur viel einfacher herzustellen: man macht mit einem Stück Kreide einen senkrechten Strich auf den Tisch und zieht rechtwinklig zu demselben 6 kürzere Querstriche. Es entstehen so auf jeder Seite des großen Strichs 5 Rubriken; in diese schreibt man links die Zahlen 12, 10, 8, 5, 3; rechts 11, 9, 6, 4, 2, oben über das Ganze aber zuletzt noch eine 7.

Der Apparat ist fertig, das Spiel kann losgehen, dasselbe wird mit 2 Würfeln gespielt und können an demselben so viele Personen theilnehmen, als Lust haben. Die Chancen sind folgende: am häufigsten kann die 7 geworfen werden (1:6, 2:5, 3:4, 4:3, 5:2, 6:1), demnächst kommen 6 und 8 und so fort.

Eine Person hält die Bank, die nach Belieben aus einer Hand in die andere geht. Man macht seine Einsätze, dann wird der Becher geschüttelt und geworfen. Der Bankier zahlt die getroffene 7 dreifach, die anderen getroffenen Nummern doppelt und die übrigen Nummern, welche auf derselben Seite des Strichs stehen, einfach aus, alle übrigen Sätze zieht er ein.

Dieser anscheinend so gemüthliche Zeitvertreib ist,

wie gesagt, eines der gefährlichsten Hazardspiele, denn bei jedem Wurf haben sämmtliche Einsätze verloren oder gewonnen, die Würfe folgen sich schnell, ebenso schnell also rollt das Geld.

Man hatte klein angefangen, wie gewöhnlich, die Leidenschaft aber stellte sich bald ein, wuchs mit jeder Minute und trieb die Sätze immer höher hinauf.

Die Würfel klapperten immer auffordernder über das grüne Wachstuch. Das Zimmer, in welches ein verlorener Lichtstrahl hereinfiel, über das nächste Dach hinfort, aus einem blauen Stück Himmel, hatte ordentlich etwas Trauliches, aber die Gesichter und Attitüden jener Spielenden dort harmonirten durchaus nicht mit dieser behaglichen Stimmung, man sah geröthete Stirnen, wirres Haar und vor Ingrimm oder Schadenfreude und Gier verzerrte Gesichter. Nirgends wird ja so leicht der Firniß der guten Gesellschaft abgestreift, als beim Spiel.

Der Leidenschaftlichste und Roheste von Allen und der zugleich vom Glück am wenigsten Begünstigte war Egbert von Steinfurt, der ehemalige stürmische Verehrer seiner ungekannten Cousine.

Die Rechte krampfhaft in die in Unordnung gebrachten Haare eingekrallt, den Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, saß er bleich, verzerrt, mit großen,

stieren Augen da und pointirte. Er hatte zuerst gewonnen, dann beim Bankhalten einen großen Theil verloren und verspielte nun soeben seinen Rest. Es lag etwas Diabolisches in diesem Augenblick in den schmalen, beinahe regelmäßigen Zügen, Wuth, Gier und Falschheit stritten um den Vorrang. Laute Flüche, deren Inhalt mit jedem verlorenen Wurfe kräftiger wurde, entflohen den verbissenen, schmalen Lippen.

„Schimpfen Sie doch nicht so unchristlich!“ rief einer der Mitspielenden mit einem Stirnrunzeln herüber.

„Laß ihn, Rothkirch, er hat seine Seele längst dem Teufel verschrieben, — 's kommt nicht mehr darauf an.“

„Hol' euch selbst der Teufel und laßt mich in Ruhe!“ rief der Assessor mit einem zornigen Blicke und warf ein Goldstück auf die Sieben.

„Danke bestens, wir sind dort nicht so gut angeschrieben wie Sie,“ gab man zurück.

Jener hörte schon nicht mehr, denn er starrte mit brennenden Augen auf die rollenden Würfel.

Es kam die Sieben.

„Ihr Freund Mephistopheles hat Sie erhört dieses Mal,“ rief eine andere, auffallend dünne Stimme.

Der Assessor von Steinfurt zog das Geld ein, behielt es einen Augenblick ungewiß in der zusammengeballten Linken und setzte es dann mit einem plötzlichen Entschluß abermals auf die Sieben. Noch ruhte der Finger eine Minute lang auf dem Golde, dann zog er ihn fort, die Würfel klapperten.

Es war abermals die Sieben, welche herauskam.

Nun lagen dort sechzehn Goldstücke beieinander. Die Augen des Gewinners begannen zu funkeln, sein Mund verzog sich zu einem häßlichen, höhnisch triumphirenden Lächeln — er war geradezu abschreckend in diesem Augenblicke.

Die Spötter, zwei hübsche Offiziere von den Gardereitern, stießen sich einander an und flüsterten sich etwas zu.

„Meine Herren, Ihre Einsätze!" rief der Bankier, die Würfel fielen und abermals hatte Steinfurt gewonnen, wenn auch dieses Mal eine kleinere Summe.

„Ihr Freund mit der Hahnenfeder hat Ihnen abermals geholfen!" rief dasselbe dünne, blecherne Stimmchen von vorhin, „müssen braten dafür in der Hölle."

Die Uebrigen lachten, aber der Spieler selbst beachtete diese Scherze nicht, er lauerte nur auf den nächsten Satz.

Es kam hernach Jemand herein und mahnte, daß es Zeit sei, zu Tisch zu gehen, es schrieben einige Herren etliche flüchtige Worte und Zahlen auf Visitenkarten, — das waren die Geplünderten; sie hatten zuletzt auf Wort gespielt — man brach auf. Herr von Steinfurt war noch beschäftigt, sein Geld einzuscharren, er hatte gegen Ende des Spiels ein wirklich unangenehmes Glück gehabt, er trug beinahe Alles davon, was die Uebrigen mitgebracht hatten.

„Haben ja ein heidenmäßiges Glück gehabt, lieber Assessor," brummte ihm Lieutenant von Rothkirch in's Ohr. „Ist unrecht, uns arme Teufel so zu schröpfen, wenn man die Wittwe eines Nabobs in Aussicht hat. Darf Ihnen wohl einen Dienstmann bestellen oder eine Droschke?"

„Durchaus nicht nöthig," versetzte Jener, ohne aufzublicken, mit einem Stirnrunzeln, und fuhr fort, die schmutzigen Papierscheine und das kleine Geld zu zählen.

„Na, dann gute Verrichtung!"

Der Gewinner war der Letzte, alle Uebrigen waren bereits gegangen. Er erhob sich nach einer Weile und klingelte dem Kellner.

„Geben Sie mir für diesen Kaff da großes Geld, — Gold am liebsten," befahl er, auf das

aufgezählte Silbergeld deutend, „es sind dreihundertundeinundzwanzig Mark und etliche Nickel.“

Der Kellner sah das Geld an, lächelte bedeutsam in seinen Frackkragen hinein und entfernte sich dienstfertig mit dem Bedeuten, er würde den Oberkellner rufen, er habe nicht so viel Geld.

Der Oberkellner erschien — der Assessor wiederholte sein Verlangen, wie gewöhnlich mit kurzen, befehlenden Worten. — Ihm wurde aber nicht ebenso pünktlich gehorcht, der Oberkellner, welcher mit einem Blicke übersah, was hier vorgegangen war, der vielleicht auch von den Fortgehenden ein Wort aufgefangen hatte, ein kleiner, energischer Mann überdieß, begann mit respektvoller Haltung zwar, aber doch ziemlich bestimmt, ein höchst unangenehmes Gespräch mit dem ehemaligen Diplomaten; mit einem Worte, dieser saß bei ihm und im Geschäft etwas hoch in der Kreide und dieß war vielleicht ein geeigneter Moment, um zu seinem Gelde zu gelangen, der nicht so leicht wiederkam. Es waren ihm über die Zahlungsfähigkeit des Herrn Assessors allerhand Zweifel aufgestiegen in der letzten Zeit.

„Was, Sie haben die Frechheit, mich zu treten?“ rief der Assessor, sich empört in die Brust werfend.

Aber der Oberkellner ließ sich durchaus nicht einschüchtern durch dessen große Manieren.

„Wenn Sie das Verlangen, in den Besitz meines Geldes zu kommen, so zu nennen belieben, Herr Baron," erwiederte er sehr bestimmt, „dann muß ich mir das gefallen lassen. Ich habe Ihnen wiederholt große Summen geliehen, ohne Bürgschaft und ohne zu mahnen — der Termin der Rückgabe ist längst verstrichen — heute brauche ich mein Geld."

Die Augen des Assessors wanderten einige Male hin und her und seine Hände ballten sich, aber sein Renommée stand auf dem Spiele, wenn er nicht zahlte, wenn der Kellner etwa Lärm schlug. Mit einem Fluche, widerwillig griff er in die Tasche und warf Goldstücke und Scheine bunt durcheinander klirrend auf den Tisch.

„Machen Sie sich bezahlt!" sprach er hochfahrend, nahm seinen Paletot und die Akten und setzte seinen Hut auf.

„Ich bekomme vierhundertundfünfzig Thaler — Zinsen berechne ich nicht," versetzte gleichmüthig der Oberkellner.

„Hol' Sie der Teufel und nehmen Sie zehn Prozent! — Was, Sie danken? Dann nehmen Sie fünfzehn, oder ich setze nie wieder einen Fuß in diese Kneipe!"

„Dann kann ich die Kleinigkeit, welche das Geschäft zugute hat, wohl ebenfalls gleich mit abrechnen?“

Die Thüre flog in's Schloß, daß die Wände zitterten, — der Gefragte hatte das Zimmer ohne Antwort verlassen.

„Auch gut!“ brummte der Kellner, zählte das Geld, nahm eine größere Summe davon fort, legte den Rest zurück und verschloß ihn in das Bureau.

Siebentes Kapitel.

Dem sanften Gewitterregen, welcher am Morgen die Natur erquickt hatte, war ein heißer Sommertag gefolgt. Die Sonne sog bald die Feuchtigkeit auf und schien beinahe drückend. Manch' Einer schaute deßhalb zu ihr auf und wünschte, sie möchte allmälig sich hinter den Horizont verbergen, damit er aufathmen könne.

Dieses selbe Begehren empfand ein junger Herr in dem großen steinernen Hause am „Zwinger“, welcher vor dem Spiegel stehend Haar und Bart ordnete. In dem Zimmer sah es augenblicklich luxuriös-genial genug aus, um eine ehrbare Hausfrau oder jedes ordnungsliebende Gemüth in Verzweiflung zu versetzen. Die Möbel waren bedeckt mit Uniformstücken und allerhand Utensilien; zwischen einem Waffenrock und einem gekollerten ledernen Reiterhandschuh schlummerte mit einem Auge ein kleiner Affenpintscher auf dem Divan. Auf dem

Tische stand die Weinflasche mitten zwischen allerhand Schriftstücken, Aschbechern und Cigarrenetuis — eine Reitgerte mit schwerem, metallenem Griff lag etwas brutal quer über alle die Geheimnisse des Schreibtisches hinweg. An den Wänden hingen Bilder, aus denen die rothen Röcke der Sportsmen grell herausleuchteten, Stammbäume von berühmten Pferden und diese selbst, dazwischen die Porträts von Kameraden und etlichen hübschen Damen in ziemlich schmucklosen Rahmen. Selbst auf dem Erdboden lagen Stiefel und Wäschestücke herum, und durch die geöffnete Thür erblickte man in der Schlafkammer daneben dasselbe Durcheinander, fortgeworfene Kleider, Sattelzeug, verschobene Möbel und bepackte Stühle.

Der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, der sich dort so ausführlich mit zwei Bürsten bearbeitet, ist Egon von Steinfurt, der Lieutenant von den Dragonern, mit welchem wir brieflich schon oberflächlich bekannt gemacht wurden. Wir sehen sein Spiegelbild in dem hohen Glase und entdecken nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit seinem älteren Bruder: ein sonnenverbranntes, bärtiges Gesicht mit einem vorherrschend gutmüthigen, etwas verschmitzten Ausdruck und angenehmen Zügen. Der Kopf mit dem kurz geschnittenen Haar sitzt auf einer über mittel-

großen, gedrungenen, aber wohlgebildeten Gestalt, welche augenblicklich zur Hälfte in Civilkleidern steckt; dunkelgraue Beinkleider, graue Weste und Kravate. Der kleine runde Hut und der Rock liegen neben ihm auf einem Stuhl. Der junge Herr ist endlich mit seinem Exterieur zufrieden, der Bart ist glatt gestriegelt, nach allen Richtungen hin gleichmäßig vertheilt; noch ein Blick auf die glänzend polirten Nägel und er schlüpft in den leichten Oberrock, stülpt das Hütchen auf, nimmt Stock und Handschuhe und ruft den Hund.

Er verläßt das elterliche Haus auf einer Nebentreppe und gewinnt die Straße. Ein Blick hinauf zum Himmel und seine Stirn legt sich in ungeduldige Falten: er will zu einem Stelldichein und nun scheint die Sonne sich, ihm zum Aerger, heute gerade gar nicht losreißen zu können von der heißen Erde.

Er sieht nach der Uhr, steht noch einen Augenblick zögernd vor der Thür, dann macht er sich auf den Weg: ehe er hinkommt, wird es hoffentlich dunkel sein. Der Lieutenant ist noch jung und seine verliebte Ungeduld daher größer als seine Vorsicht — wer will es ihm verdenken?

Die belebteren Straßen vermeidend — denn das

Ausgehen in Civilkleidern ist streng verboten — geht Egon von Steinfurt anfangs langsam schlendernd, allmälig aber, ohne daß er selbst es ahnte, seine Schritte beschleunigend, der Vorstadt zu. — Die, welche ihn mit solcher magnetischen Kraft herbeizieht, ist nämlich niemand Anderes als sein hübsches Bäschen Helene, und daß er zu dieser schleicht, durfte natürlich kein Sterblicher ahnen bei der Feindschaft zwischen den beiden Häusern. Daß doch die verbotenen Früchte immer am süßesten schmecken! Hätten die Familien der beiden Brüder in Frieden gelebt, wer weiß, ob der Lieutenant dann jemals seine Verwandte so lieb gewonnen hätte; die Menschen, mit denen man aufwächst, die wir täglich sehen, von Kindesbeinen an, sind ja selten Die, in welche wir uns verlieben. Aber nun war Helene lange Jahre in der Pension gewesen, er erkannte sie gar nicht, als er sie wiedersah, eine reizende, frisch erblühte Knospe, ihr Anblick hatte ihn bezaubert, und ihr gefiel der Vetter. So war das gekommen — dieses innige Gefallen an einander nahm zu mit jedem Sehen, ja wurde ein so starkes zuletzt, daß die sonst so verständige Helene dem Vetter schrieb und ihn ab und zu verstohlen traf.

Egon gewann die Vorstadt. Die Scheibe der

Sonne war eben hinter dem blutrothen Wolkensaum verschwunden, als er in's Freie trat, aber um so heller leuchtete jetzt das Abendgold — es war noch tageshell, noch durfte er es nicht wagen, sich zu nähern.

Ganz am Rande der Vorstadt lag das große Haus des Onkels, dahinter erstreckte sich ein weiter Park. Dieser war durch eine hohe Mauer gegen den Fahrweg abgeschlossen, welcher dieses äußere Stadtviertel umzog. Jenseits desselben begannen Felder, Gärten und Wiesen.

Es war hier herum noch ziemlich belebt, unser Verliebter hielt es deßhalb für gut, einen schmalen Richtweg einzuschlagen, der von der Hauptstraße abbog. Disteln und Gräser köpfend mit seinem Reitstock, schlenderte er langsam fürbaß, vorsichtig Gang und Haltung verstellend, denn hinter der Parkmauer lag eine erhöhte Stelle mit einer Laube darauf, von welcher aus man bequem das ganze vorliegende Gelände übersah.

Endlich war es verglommen das Abendroth, nur ein matter rother Saum noch an den Rändern der dunkelvioletten Wolken, dann ein leises Zucken wie elektrisch, und auch diese verschwanden — es wurde Nacht. Das Heer der Sterne funkelte schon vom

schwarzblauen Himmel herab. Eine Pforte öffnete sich, es huschte Jemand heraus über den Weg, durchbrach an einer lichten Stelle die niedrige Hecke auf der andern Seite und betrat die Wiese. — In der nächsten Sekunde lagen sich die beiden Liebenden in den Armen.

Wie im Halbschlafe, traumverloren lag die Erde da, als die Beiden dort im kühlen Grase ruhten, als läge die große Stadt mit ihrem geräuschvollen Treiben und wilden Leidenschaften meilenweit hinter ihnen, solch' eine tiefe, heilige Stille herrschte hier draußen. Nur ein Vogel sang noch irgendwo in den Zweigen, als freute er sich über das Glück der beiden Liebenden da unten, die schweigsam, wie übermannt von Seligkeit, Hand in Hand neben einander saßen.

Es duftete nach Erde und frisch gemähtem Heu, und wenn der leise Windhauch erfrischend darüber zog, dann raschelte die weite Grasfläche und regte es sich flüsternd oben in den Laubkronen des Parks. Ein lebhaftes Gefühl des Glückes und des Dankes war in den Herzen dieser beiden guten Menschen, trotzdem aber tauchte Helenens Seele sich in sanfte Schwermuth, und ihre Gedanken richteten sich rückwärts: warum war es eine Sünde, fragte sie sich, daß sie ihren Vetter liebte, warum mußte sie es

verbergen, dieses reinste und heiligste Gefühl, welches der Himmel selbst in ihre Brust gelegt hatte? Hier draußen, heimlich mußte sie ihn treffen und zittern vor dem Augenblicke, wo der Vater das Bündniß ihrer Seelen entdecken würde!

Auch Egon war still, nur ab und zu einmal zog er die kleine, weiche Hand leise an seine Lippen, aber ihn beschäftigten nicht die Vorwürfe und Sorge, der Reif des Weltschmerzes legte sich nicht erkältend auf seine Freude; er war eine kräftig und glücklich organisirte Natur, ein warmblütiger Optimist, er vertraute dem Himmel und dem guten Glück, nicht wenig auch sich selbst. Mehr und mehr erfaßte ihn der poetische Zauber, der Reiz der Situation — ihre süße Hand in der seinen, ihren Kopf an seiner Schulter, sah er hinauf zu den Sternen und hatte die schönsten und glücklichsten Gedanken dabei.

Allmälig stieg der volle Mond herauf, während sie dort ruhten, und schaute mit der hellen Scheibe, groß wie ein Wagenrad, über den dunklen Horizont herüber. — Mit einem Schlage war die ganze Szenerie jetzt verändert, in dem gelben Lichte des Gestirns der Nacht sah das wogende Gras aus, als schlüge es Wellen, wie ein weites, weites, mondbeschienenes Meer.

Ergriffen von der wunderbaren Schönheit dieses Zaubers richteten die Beiden sich auf und schauten bewegt im tiefsten Gemüth; ein Hauch von der Allmacht und Liebe Gottes zog leise durch ihre empfänglichen Seelen.

„Wie schön — schau'!“ sprach Egon leise und sah der Geliebten in das hellbeleuchtete Gesicht.

Helene seufzte — sie nickte ihm zu mit dem Kopfe und verbarg ihr liebes, hübsches Gesicht an seiner Brust, damit er die Thräne nicht sähe, welche ihre Wimper feucht machte.

„Mein Liebling!“ flüsterte er und zog sie an sein Herz. Sie rührte sich nicht, still wie eine Taube schmiegte sie sich an ihn an.

„Was — Du weinst?!“ rief er auf einmal und richtete sich auf.

„Laß mich — ich bin heute so weich gestimmt... ich weiß selbst nicht...“

„Ja, aber Lenchen!... bekommst Du Nerven, Mädchen?“ unterbrach er sie ganz betroffen, aber dennoch mit einem gutmüthigen, auffordernden Lächeln.

„Es ist nichts,“ gab sie zurück und sah ihn durch die Thränen hindurch zärtlich an. „Ich dachte nur daran, wie schlimm es ist, daß wir uns heimlich und hier draußen im Felde treffen müssen. Daß unsere

Liebe Sünde ist, bloß weil unsere Väter mit einander in Feindschaft leben."

„Also mit solchen Gedanken verdirbst Du Dir den kostbaren Augenblick?" sprach er vorwurfsvoll.

„Ja, Schatz — ich kann nicht anders!"

„Und deßhalb läßt Du mich allemal so lange bitten, ehe Du mir ein Zusammentreffen bewilligst?"

Sie nickte stumm.

Der Verliebte sann eine Weile nach.

„Weißt Du was?" begann er dann, „ein Unrecht ist allerdings dabei, ich gebe das zu, aber Lenchen, für uns ist es gering. Wenn unsere Väter Capuletti und Montecchi spielen, warum sollen wir nicht etwas Romeo und Julie sein? — Ich sehe darin keine Sünde. Sollen wir Kinder denn mit in dasselbe Horn blasen, uns hassen gegenseitig auf Kommando?"

„Es bekam Romeo und der armen Julie sehr schlecht, lieber Schatz."

„Das war ihre Schuld, warum waren sie so dumm? Wir werden es besser machen."

„So glaubst Du an ein Wunder?!"

Er antwortete nicht sogleich, sondern sah gedankenvoll zu dem gelben Monde hinüber, welcher jetzt wie ein goldener Ballon bereits ein Stück über dem dunklen Horizont schwebte.

Nach einer Weile blickte sie ihm in's Gesicht und sprach:

„Und nun hat sich die Kluft noch erweitert wegen jenes unseligen Briefes von der Tante.“

„Es war sehr unrecht von meinem Vater, ihn dem Deinen nicht gleich zu schicken — ich habe ihm das auch gesagt.“

„Immerhin, nun ist Papa Feuer und Flamme. Er wäre längst zu euch gekommen, um Erklärungen zu fordern, wenn er nicht prinzipiell . . .“

Hier unterbrach sich die Sprecherin plötzlich, bog den Kopf zur Seite und lauschte.

„Man kommt,“ flüsterte sie und legte den Finger an die Lippen.

„Sitz' nur still — es kann uns hier Niemand sehen; die Büsche sind dicht . . . ruhig, Köter!“

Es kam ein Pärchen gegangen den breiten Hauptweg herunter, an dessen Rande sie saßen, nur durch eine niedere Weißdornhecke von ihm getrennt. Sie vernahmen Schritte und Worte, durch die vielfachen Lücken in jenem Zaune konnten sie die Nahenden beobachten. Sie gehörten augenscheinlich der besseren Gesellschaft an; wie der Mond sie jetzt halb beschien, erkannte man einen Herrn von mittlerer Größe mit einem militärisch zugestutzten Schnurrbart und eine

schlanke, dicht verschleierte Dame; sie gingen sehr langsam und waren offenbar ganz vertieft in ihr Gespräch.

Die Beiden dort im Grase durchzuckte beim Klange dieser Stimmen der nämliche Gedanke; sie sahen sich plötzlich bestürzt an, ja Egon machte sogar Miene, sich zu erheben, aber Helene hielt ihn fest.

„Um Gottes willen, still!“ bat sie. „Aeffchen, hieher!“ lockte sie leise den Pintscher an sich heran und hielt ihm mit der Hand die Schnauze zu. Kein Zweifel, es waren der Lieutenant von Rothkirch und Egon's Schwester Frida, welche hier draußen eine trauliche Mondscheinpromenade mit einander machten. Die Ueberraschung war sehr niederschlagend. — Sie unterhielten sich von sich selbst, die Verschleierte machte dem Herrn an ihrer Seite offenbar Vorwürfe über sein Benehmen, die Eifersucht mischte sich ein; es wäre nicht nöthig gewesen, daß er Frau von Baumbach nach Hause begleitet hätte, er sollte ihr nicht etwa einreden, daß das der Mutter wegen geschehen sei, bloß um mit Bertha zu kokettiren, hätte er es gethan — o, sie kenne ihn ganz genau!

„Auf Ehre nicht! — Das sind Narrenspossen, Frida,“ versetzte der Offizier mit Nachdruck. „Was liegt mir an dem albernen Frauenzimmer!“

Der Dragoner hielt kaum noch an sich; er war

in einer solchen Empörung über diese Entdeckung, daß seine Hände sich ballten und seine Augen Blitze sprühten.

„Egon!" mahnte Helene, seinen Arm mit beiden Händen festhaltend.

„Ist das nicht Deines Onkels Villa hier?" fragte der Lieutenant, plötzlich stehen bleibend. Und die schmale Hecke trennte die beiden Pärchen jetzt.

„Ich glaube ja," versetzte Frida kurz.

„Der alte Geizhals hat sich einen ordentlichen Batzen Geld zusammengescharrt, wie ich höre, — schade, daß wir das nicht haben. Komm', sei gut, Frida, und maule nicht mit mir," fuhr er gleich darauf fort . . . „Zu dumm, das Maulen!"

Dieses Mal war es Helene, welche blaß wurde, als man so unbotmäßig von ihrem Vater sprach.

„Wenn Deine indische Erbtante kommt — vielleicht heirathe ich die auf den Abbruch und dann wirst Du meine Zweite," fuhr Rothkirch mit plumpem Scherze fort.

„Deine Witze helfen Dir zu nichts," versetzte Frida hartnäckig. „Du hast auch wieder gespielt . . . heute früh erst wieder mit meinem Bruder."

„Du weißt das? — Die alte Klatsche!"

„Ich weiß es nicht von Egbert selbst — der wäre

der Letzte; ich hörte es zufällig von Lieutenant von Pfeil, der sagte es zu jemand Anderem.“

„Ich werde dem Kleinen gründlich den Kopf waschen — —“

Hier wurden die Stimmen allmälig unvernehmlich.

Ganz bleich und zitternd richtete Egon sich auf und starrte ihnen nach.

„O, daß man nicht vortreten kann und sie auf frischer That zur Rede stellen, aber morgen gehe ich hin und fordere den Kerl, und Frida . . . die soll sich auf etwas gefaßt machen . . . solch' eine . . .“

„Egon! — halt' an Dich! Mäßige Deinen Zorn, lieber Schatz; er ist vielleicht gerecht . . . aber sieh' doch, wo Du bist! Thun wir denn Besseres und darfst Du Dich deßhalb zum Richter aufwerfen über Jene?“ sprach Helene mit nachdrücklicher Mahnung, immer noch ihn festhaltend und zitternd vor Furcht.

„O, wir und Die . . . das ist ganz etwas Anderes!“ rief Egon, heftig zurücktretend. „Wir Beiden . . . Du vor Allen, Helene, und Die . . . ihr seid gar nicht mit einander zu vergleichen, in einem Athem zu nennen . . . Frida ist ein leichtfertiges Frauenzimmer! Sich Du zu nennen und hier herum zu laufen und noch dazu mit einem Menschen wie

Rothkirch! ... Welche Blamage für uns Alle und besonders für mich!"

Die kluge Helene war froh, daß Egon's erster Zorn sich in Worten verpuffte, sie hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, sah ihm angstvoll in's Gesicht und hielt ihn fest, bei den letzten Worten aber erröthete die Jungfrau vom Halse bis zur Stirn. Sie senkte das Auge und sprach:

„Welche harte Lehre gibst Du mir da!"

Egon hielt plötzlich inne, wandte sich hastig herum und sah sie an, ganz verwundert — ganz erschrocken.

„Ich? Dir eine harte Lehre?" rief er, ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nehmend.

„Ja, Schatz, und mit Fug und Recht!"

„Aber liebes Herz, wir haben doch redliche Absichten — wir können uns nur nicht anders sehen wegen dieser dummen Geschichte mit den Alten! ... Und Du vor Allen, Du bist doch ein ganz anderes Frauenzimmer wie die Frida: im vorigen Winter erst das Herumgezerre mit Stilldorf, im Sommer vorher hat sie mit Werner kokettirt und mit wer weiß noch wie Vielen dummes Zeug gemacht, und nun ... Nein, Schatz, das brauchst Du Dir nicht anzunehmen ... Wir sind Verwandte außerdem und dann — na, Lenchen, das wirst Du mir doch zugestehen: am

Ende, ich bin doch ein ganz anderer und viel soliderer Kerl wie der Rothkirch."

„Ich meine, die Beiden haben auch wohl dieselben Absichten wie wir," versetzte Helene begütigend. „Ich hörte, Rothkirch hätte etwas Vermögen."

„Hatte! . . . Alles durchgebracht! . . . Alles verspielt! Mehr Schulden als Haare auf dem Kopf!"

„Das thut mir leid, dann sind die Aussichten allerdings schlimm. Aber was die Solidität anbetrifft" — hier sah sie ihm groß in die Augen und legte ihre kleine Hand eindringlich auf seine breite Brust — „bist Du selbst denn viel besser als er? — Rothkirch spielt — Du verlierst Dein Geld auf den Rennen."

Der Dragoner in Civil machte eine etwas heftige, ungeduldige Bewegung. Diese Erörterung war ihm fatal, aber er wehrte sich tapfer, mit dem Rothkirch wollte er sich unter keiner Bedingung auf eine Stufe stellen lassen.

„Nimm mir nicht übel, Lenchen," hub er etwas unsicher an, — sie hatte nämlich wirklich seinen wunden Fleck berührt, — „es ist wahr, Schulden habe ich auch, aber ehrliche Schulden, und ich werde sie bezahlen. — Der Rothkirch hatte Geld und konnte leben, ich habe keines und trage außerdem bei jedem Rennen meine Haut zu Markte."

„O — so gib es auf!“ bat sie zärtlich.

„Ich kann nicht, Lenchen,“ versetzte er mit Eifer, indem er seinen Arm um ihre zierliche Gestalt schlang und ihr das dichte, krause Scheitelhaar küßte.

„Warum kannst Du es nicht?“ fragte sie mit einem leichten Versuche, sich zu sträuben, zurück.

„Sieh', erstens liegt mir das im Blut; wenn ich einen Gaul sehe und einen grünen Plan, dann muß ich reiten und kostete es mir den Hals ... Das verstehst Du nicht, mein Kind, das haben wir Männer nun einmal so an uns, wie ihr das Kochen oder Strümpfestricken. Du brauchst Dich nicht zu opponiren dagegen ... Und zweitens, wenn ich es selbst wollte, — Dir zuliebe, — ich kann nicht, denn wovon sollte ich dann leben? ... Ich spreche nicht gern davon, aber Zulage bekomme ich nicht, die Mädchen und Egbert kosten dem Alten ein Heidengeld, und der sitzt selbst bis über beide Ohren drin, also treibe ich Pferdehandel, davon und vom Reiten lebe ich.“

„Aber das ist ja schrecklich!“ rief Helene ganz entsetzt und machte sich frei.

„Nicht so furchtbar, als Du denkst,“ versetzte der Dragoner mit Humor. „Mir macht der Kampf mit dem Dasein Freude! — Möchte um Vieles nicht

meinem Alten auf der Tasche liegen wie Egbert, und wenn ich einmal drin sitze, das andere Mal sitze ich wieder draußen, bin ich oben auf. Ich schwimme, aber ich habe gute Arme. Drum schilt mich nicht, Geliebte!"

„Dann bist Du wirklich besser wie Rothkirch, armer Schatz, und ich nehme Alles zurück," sprach Helene gerührt und beklommen zugleich durch diese für ein Mädchen und namentlich für eine Geliebte höchst seltsame Mittheilung.

„Meinst Du wirklich?" fragte er lachend und sie küssend dann.

„Ja, beim Himmel, Egon; und es freut mich, aber traurig macht es mich doch!"

„Gräme Dich nicht darum, ich bin stark und gesund und bin wohlgelitten und habe vor Allem einen so lieben und hübschen Schatz — mit keinem Könige tausche ich in der ganzen Welt. Aber dem Monsieur, dem Rothkirch, und der Frida, denen steige ich morgen auf's Dach."

„Thue das — Du bist im Recht, aber handle mit Vorsicht und Schonung, Egon. Die Sache ist eine sehr delikate. Ein jedes Aufsehen oder Bekanntwerden muß ängstlich vermieden werden."

„Laß mich nur machen, Schatz," sprach er, sie

küssend, „ich kenne meine Vögel und werde sie darnach behandeln.“

Sie saßen dann eine Weile und sahen vor sich hin. Jene Beiden waren längst verschwunden. Der Mond schiffte eben durch eine silberne Federwolke.

„Vielleicht wenn die Tante aus Indien kommt, dann kann doch aus den Beiden ein Paar werden,“ sprach Helene nachdenklich.

„Glaubst Du an die alte Geschichte? — ich nicht,“ versetzte Egon lebhaft. „Seit meinen Kinderjahren höre ich immer von der Erbtante, gesehen aber hat noch Niemand etwas von ihr, und beim Himmel — oft ging es uns schlecht genug!“

„Sie ist übel behandelt worden von der Familie.“

„Gleichviel, ich halte sie für rankünirend, — dann wird sie auch jetzt nichts herausrücken, wenn sie überhaupt etwas hat, und vorläufig hat sie weiter nichts gestiftet, als daß der Teufel hier toller los ist wie je.“

„Auch ich sehe der Ankunft der alten Dame mit Sorge entgegen,“ sprach Helene beklommen, „es wird nichts wie Unfrieden geben. — Die alte Frau wird eine rechte Freude haben, wenn sie den Wirrwarr hier sieht. Womöglich reist sie gleich wieder ab. — Dein Vater kommt nicht in unser Haus, der

Doktor schon lange nicht mehr — wir kommen nicht zu euch — was soll da werden?"

„Der Himmel weiß es! Ich werde thun, was ich kann, um Frieden zu stiften."

„Ich deßgleichen . . . doch horch' — jetzt einen Kuß noch, und nun muß ich herein, es schlägt zehn Uhr."

Helene erhob sich, von Egon unterstützt. Sie standen Beide und horchten. Von Weitem her, bald näher, bald ferner schlugen die Glocken, tief oder hell, dünner oder kräftiger. Der Abendwind trug den Schall zu ihren Ohren. Noch einmal sahen sie sich tief in die Augen die beiden Liebenden und sanken sich an die Brust.

„Bleib' mir gut!"

„Sei hübsch solid und schreib' mir morgen," flüsterte sie.

Noch ein zärtlicher Kuß und Helene wand sich los. Die Seide rauschte und knisterte, als sie die Hecke passirte, dann huschte sie über den Weg und verschwand in der Pforte. Der Dragoner stand da und sah ihr nach, dann pfiff er leise seinem Hund und ging mit großen Schritten von dannen.

Achtes Kapitel.

So geheim der Präsident von Steinfurt die Ankunft seiner theuren Cousine aus dem Diamantenlande auch vor seinem Stiefbruder Konrad gehalten hatte, auf einem Hintertreppchen, welches wir ahnen, hatte derselbe doch Wind von Ort und Stunde bekommen und stand nun ebenfalls am Kai des Stromes, etwas abseits, mit seiner Tochter und einem prachtvollen Blumenstrauß, um diese zu erwarten, und weidete sich an der Wuth seiner Verwandten.

Die Tante Karoline in ihrer wunderlichen Weise kam nämlich nicht mit der Eisenbahn, wie jeder andere verständige Mensch, sondern mit dem Dampfboote, stromaufwärts noch dazu, wobei Niemand ahnen konnte, ob dasselbe richtig ankommen würde oder nicht.

Die ganze Familie von Steinfurt hatte sich auf das Stattlichste herausgeputzt; der Präsident prangte in einem blauen Frack mit Ordensbändern, deß-

gleichen hatte Egbert, der Diplomat, ein seltsam geformtes Kreuzlein am Knopfloch herumbaumeln, während die Mädchen in hellen, modischen Kleidern, neuen Hüten und seidenen Dollmans paradirten. Auf die Idee, Blumen mitzubringen, war Niemand von ihnen gekommen. Die beiden Steinfurt, Vater und Tochter, waren einfach, aber passend gekleidet und hielten sich abseits.

Eine für beide Theile höchst unangenehme Diversion bereitete der Dragoner, welcher, aufgehalten durch den Dienst, etwas verspätet ankam und zwar gerade von der Seite her, auf welcher Helene sich befand. In deren Nähe gekommen, faßte er höflich an seine Mütze und trat mit so sicherer Miene und so freundlichem Lächeln an seinen Onkel heran, daß dieser in der ersten Verwirrung sogar die Rechte berührte, welche der Neffe ihm entgegenstreckte.

„Unerhört!“ sprach der Diplomat mit einem abweisenden Blicke und zuckte die Achseln.

Der Präsident schwieg und biß sich auf die Lippe, die beiden Mädchen aber gaben ihrer bodenlosen Entrüstung so laut Worte, daß Bruchstücke bis dort hinüber klangen. — Was ihr Bruder soeben that, war in ihren Augen geradezu Felonie.

„Ich freue mich herzlich, lieber Onkel, Dich zu

sehen," sprach der Dragoner unterdessen und drückte nun auch seiner Base die Hand. „Wie hübsch Du aussiehst, Helene!"

„Ist nicht eure Schuld, daß ich hier bin," brummte der Kommerzienrath, der die Rechte seines Neffen kaum ergriffen und beinahe grob dann zurückgestoßen hatte.

„Trotzdem freue ich mich und wünschte, die Tante Karoline fände nicht Ursache, über uns zu spotten, Onkel," versetzte der Dragoner mit Nachdruck.

Der kleine, stämmige Kommerzienrath sah seinen Neffen mit einem etwas eigenthümlichen Lächeln von oben bis unten an und erwiederte kurz:

„Das ist mir ja neu — ich glaube aber kaum, daß Du damit bei den Deinen gut durchkommst."

Er wies dabei mit einer ebenso kurzen als bezeichnenden Geste auf die Gruppe dort drüben, deren Blicke mit Hohn und Entrüstung hier herüber sahen. Nur der Präsident kehrte stolz den Rücken.

„Ich spreche für mich — das ist meine Meinung. Ich wollte, wir lebten in Frieden, Onkel."

„Danke! Macht's auch darnach."

„Das wünscht wohl ein jeder gute Mensch," sprach Helene mit ihrer sanften Stimme und schaute bittend zum Vater auf.

„Ich nicht,“ versetzte dieser grob, sah nach der dicken goldenen Uhr und drehte dem Neffen den Rücken zu. — Die beiden Brüder standen noch so diametral einander gegenüber, als der Rauch des kleinen Dampfbootes am Horizont sichtbar wurde. Der Kommerzienrath kehrte das Gesicht stromaufwärts. Als er den Rauch erblickte, geschah etwas, was die Situation in einer ganz bedenklichen Weise klärte: der kleine Herr mit dem stattlichen Bäuchlein und den großen, rollenden Augen machte Kehrt und ging geradezu durch die erstaunten Mädchen hindurch auf seinen Stiefbruder zu.

„Ich frage Dich,“ sprach er diesen an, „warum Du mir die Ankunft der Cousine Karoline verschwiegen hast?“

Erstaunt zwar über diesen Schritt, aber vornehm kühl wandte der Präsident sich herum. Er zögerte einen Augenblick, ließ sein blaßblaues, müdes Auge von oben herab auf dem Stiefbruder verweilen und versetzte spöttisch:

„Mit demselben Rechte erlaube ich mir die Frage, wie erfuhrst Du überhaupt davon? In der Cousine Schreiben stand nichts davon, daß sie Dich hier zu sehen wünschte.“

Des Kommerzienraths Blicke funkelten drohend.

In demselben Moment vernahm er eine näselnde Stimme neben sich, die das Wort „Zudringlich“ aussprach. Wie von der Pistole getroffen fuhr er herum und auf den Diplomaten zu.

„Unverschämter, dummer Junge!“ schnauzte er diesen an, und es fehlte nicht viel, so hätte er sich thätlich an demselben vergriffen, dann die Anderen, sprachlos vor Schrecken und Entrüstung hinter sich zurücklassend, schritt er wieder auf Helene und den Dragoner zu.

„Wir haben Deine Gesellschaft nicht weiter nöthig, Herr Neffe,“ schnarrte er diesen ebenfalls an.

„Danke bestens, Onkel,“ gab dieser mit Laune zurück, „Du drückst Dich so deutlich aus, daß man Dich versteht.“

Etwas verblüfft ließ er den zornigen Herrn zurück und ging zu seiner Familie hinüber.

Neuntes Kapitel.

Während man sich also am Lande auf die Ankunft der lieben Verwandten vorbereitete, war diese mit den Ihren in der Kajüte des kleinen Lokalbootes beschäftigt, sich zu dem großen Akte des Wiedersehens vorzubereiten; durch ihren Agenten und das Angebot einer namhaften Summe war es ihr gelungen, daß man den Raum auf die kurze Strecke für sie allein reservirte.

„Von England hier herüber nach Hamburg hatte ich einen Statisten angenommen, der für mich die Erbtante darstellte, dießmal bleibt mir nichts übrig, als es selbst zu thun,“ sprach sie zu Marie, während diese ihr behülflich war, ihr die Shawls umzuthun und ihr den Turban aufzusetzen. — Hernach noch etwas Puder und Schminke und einige Strähnen grauen Haares und die Begum war fertig, die Komödie konnte beginnen.

Schon klingelte es am Vordertheile, die Marktleute, aus welchen der hauptsächlichste Theil der Passagiere bestand, nahmen ihre Kiepen und Körbe auf, das Boot fuhr mit halber Kraft.

„Aufgepaßt, das war die Glocke des Inspizienten, gleich wird's losgehen, Lisel!“ sprach Marie Werner, nicht ohne einige Erregung. „Schau', dort drüben steht auch schon das Publikum, ich sehe da einen Strauß und neue Kleider. Hast Du keine Furcht?“

„Furcht? . . . nicht im geringsten! Ein ganz anderes Gefühl bebt jetzt in meiner Brust, das ich Mühe habe zu unterdrücken . . . Also das sind meine lieben Verwandten da drüben, die eine arme Verwandte verstießen! . . . Nun, wir werden ja sehen. — Sie stehen in zwei Gruppen; das dort ist gewiß der Herr Präsident mit seinen vier Kindern und das der Herr Kommerzienrath — die beiden feindlichen Brüder. — O, ich will euch schon zusammenbringen, gebt nur Acht!“

„Reg' Dich nicht auf,“ bat Marie, „Du wirst alle Kraft nöthig haben.“

Das Boot legte an, die Landungsbrücke wurde geworfen, eine dichte Menschenmenge drängte hinüber. Auf der einen Seite derselben stand der Präsident, auf der andern der Kommerzienrath und ließen die-

selbe an sich vorüberfluten, ungeduldig den Augenblick erwartend, wo sie an Bord eilen konnten.

Sie mußten eine gute Weile verziehen, die Dame war an Bord, aber sie ließ auf sich warten, und Niemand durfte hinein. Der Präsident, nicht gewohnt, zu antichambriren und noch dazu im Freien, zog die Augenbrauen bedenklich hoch hinauf. Die Mädchen vergingen vor Ungeduld, aber schon kroch etwas die Kajütentreppe herauf, ein alter, runzeliger Kerl mit einem Tressenhut, in einem langen Winterpaletot, der einen großen, buntseidenen Regenschirm aufspannte, ihm folgte eine junge, tief verschleierte Dame, die eine kleine eiserne Kassette trug, und nun entwickelte sich langsam jenes seltsame Schauspiel, die Begum und ihre indische Bedienung, in ihrer fabelhaften, über alle Maßen lächerlichen Tracht.

Das Erstaunen und die Ueberraschung waren so groß, daß die beiden Brüder einen fragenden, verlegenen Blick auf einander warfen, ehe sie sich a tempo auf die liebe Verwandte stürzten. — So hatten sie sich dieselbe denn doch nicht gedacht!

Sie trafen aber auf unerwarteten Widerstand; jene junge Dame mit der Kassette trat ihnen höflich entgegen und redete sie an:

„Wenn die Herren die Verwandten der Lady

Macduff sind, wie ich vermuthe, so habe ich den Auftrag, Ihnen zu sagen, daß diese sehr angegriffen ist und sich jeden Empfang dringend verbittet."

Diese Worte waren so bestimmt gesprochen, daß die beiden Brüder trotz ihres lebhaften Verlangens zurücktraten.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, die nur sehr natürliche Sehnsucht, unsere theure, langentbehrte Verwandte zu sehen, trieb die Meinen und mich hieher," sprach der Präsident.

„Obgleich meine Cousine mich nicht von ihrer Ankunft benachrichtigte, wollte ich meinerseits die Gesetze der Höflichkeit nicht verletzen, der Kommerzienrath . . ."

„Hier waltet jedenfalls ein Irrthum ob; Lady Macduff hatte angenommen, daß der Herr Präsident natürlicherweise alle Mitglieder der Familie in Kenntniß setzen würde," erwiederte Marie Werner.

„Es ist das nicht geschehen und nur einem Zufall verdanke ich es, daß ich es überhaupt erfuhr."

„Es wird das Lady Macduff sehr verdrießen, denn sie ist außerordentlich streng in Sachen der Etikette," versetzte die junge Dame nachdrücklich, mit einem Seitenblick auf den Präsidenten; „doch nun bitte ich höflich, das Schiff zu verlassen. Wir werden

uns erlauben, direkt in ihre Wohnung zu fahren, wie gesagt, die Lady ist leidend."

Mit finsteren Blicken der Kommerzienrath, etwas betreten der Präsident, befolgten die Brüder diesen wiederholten Befehl. Sie traten mit den Ihrigen eine Strecke zurück und beobachteten von da aus jenen grotesk-lächerlichen Einzug der Erbtante.

„Ein wahres Monstrum . . . eine Pagode!" rief der Diplomat mit einer unendlich spöttischen Geberde.

„Dafür scheint ihre Begleiterin gar nicht übel zu sein," bemerkte Egon.

„O Gott, welch' eine abscheuliche Maskerade!" rief Frida, das Lachen kaum bezähmend.

„Schauerlich!" brummte der Diplomat.

„Nein — diese Frechheit — seht doch nur!" rief gleich hinterher Karola.

Dieser Aufruf und dann das spöttische Lächeln gleich darauf galt Helene. Das junge, warmherzige Mädchen hatte sich durch das Verbot der Tante nicht irre machen lassen. Sie trat, als Jene die Landungsbrücke überschritten hatte, an die unförmige Masse heran und bot ihr ihren Blumenstrauß.

„Es soll nicht gesagt werden, daß Sie den heimatlichen Boden betraten, liebe Tante, ohne daß die

Blumen Sie willkommen hießen," sprach sie herzlich und trat dann erröthend zurück.

Die Begum stutzte, sah die Spenderin mit ihren großen Augen eine Weile an, nickte dann mit dem Kopfe und nahm den Strauß. Sie riß etliche Blumen aus demselben und gab sie Ben, der schnurstracks mit denselben an das Wasser eilte und sie mit allerhand seltsamen Geberden in den Strom warf. Ben war nämlich ein Parse, ein Anhänger der Lehre Zoroaster's, mit jenen Blumen brachte er ein Opfer.

Das spöttische Lächeln dort drüben verstummte, als die Erbtante gleich darauf das freundliche Mädchen nun ihrerseits anredete und ihr mehrere Male die Hand drückte, wonach denn auch der Vater herzutrat und seine Glückwünsche darbrachte. Augenblicklich wollte nun natürlich auch die andere Seite herzueilen, aber die alte Pagode winkte lebhaft abwehrend mit den Händen.

„Nein, diese Frechheit ist unglaublich!" schnaubte Karola beinahe weinend, „daß unsereins sich das bieten lassen muß!"

„Sie scheint eine ziemlich ungebildete Person zu sein," tröstete sie der Vater, „welch' ein Aufzug!"

„Staat kann man allerdings nicht mit ihr machen;

— ich möchte mich nicht öffentlich mit der Vogelscheuche zeigen," höhnte der Diplomat.

Mittlerweile stiegen die Ankömmlinge in herbeigerufene Wagen und fuhren davon, eine gaffende Menge gab ihnen das Geleit. Vor Allem erregte auch der Diener Aufsehen, der im heißen Sommer in einem Winterpaletot ging.

Am Lande lag schon der große Haufen von Gepäckstücken, welche Frida eingehend musterte. Die fremdländischen Namen auf den Koffern erregten ihr lebhaftestes Interesse, noch mehr aber der Umfang und die Menge der Bagage.

„Hoffentlich hat sie Jedem von uns etwas Schönes mitgebracht!" wiederholte sie in allen Tonarten.

Der Lieutenant war schon längst gegangen, ihn holte sein Bruder ein, welcher ihm in gereiztem Tone Mittheilung machte von dem gemeinen Benehmen des Onkels und die Absicht aussprach, diesen zu fordern. Eine solche Brutalität entschuldigt selbst die allernächste Verwandtschaft nicht.

„Hm! — wie kam er denn dazu, Dich einen dummen Jungen zu nennen?" fragte der Dragoner ziemlich phlegmatisch.

„Ich sagte ihm, daß es zudringlich wäre von ihm, unaufgefordert den Vater zu interpelliren."

„Gebrauchtest Du das Wort ‚zudringlich‘?“

„Allerdings! ich . . .“

„Laut?“

„Nun ja, natürlich.“

„Dann hat sich nach meiner Ansicht der Onkel sehr milde ausgedrückt, dann fordere Du ihn lieber nicht, sondern kaufe Dir Knigge's Umgang mit Menschen.“

So sprechend ließ er den Herrn Bruder sehr verwundert und entrüstet stehen und begab sich nach seiner Wohnung, innerlich sehr vergnügt über Helenens Betragen, ein wenig schadenfroh auch wegen der verdienten Zurückweisung, die seinen Bruder getroffen, von dem er gering dachte.

Nachher aber trat wieder die Sorge an ihn heran: daß der Onkel ihn zur Rede gestellt hatte, war dem Vater ganz gesund, aber wenn das so weiter ging mit der Sprödigkeit der indischen Tante, dann war jener ein verlorener Mann, denn Egon wußte nur zu gut, wie tief er in Schulden stak und wie es ihm an Kopf und Kragen ging, wenn er nicht zahlte. — Zahlen? — Ja, wovon? . . . Mit der Erbtante hatte man die Gläubiger vertröstet, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, sonst wäre er vielleicht heute schon verabschiedet und die Seinen

am Bettelstabe. — Aber länger würden dieselben unmöglich warten; wenn nicht bald eine wirkliche, solide Rettung kam, dann war er verloren. Und von wem konnte Rettung kommen als von ihr, die sich gleich zu Anfang so seltsam, ja unfreundlich benahm? Diese Erwägungen drückten die Stimmung des Reiteroffiziers tief herab; er war selbst ab und zu genöthigt, eine Anleihe bei jenen Blutsaugern zu machen, und wußte aus Erfahrung, wie sehr diese zu fürchten waren. Sein Bruder Egbert freilich, der war über diese Sorgen hinfort, der konnte von seinen Schulden leben, um von dem jemals Geld zu erhalten, mußte jene Bande ihn obendrein konserviren. Denn wurden sie klagbar, so verabschiedete man ihn und sie bekamen gar nichts; ihre einzige Hoffnung bestand darin, ihn eine gute Partie machen zu lassen. Mit derartigen Vorschlägen allerdings peinigte man ihn Tag und Nacht.

Dazu noch der Kummer um Frida, mit der er noch nicht einmal ein Wort hatte sprechen können über ihr Betragen, und der Stand seiner eigenen Herzensangelegenheit, das gab dem jungen Manne so viel zu denken, daß man ihn erst hinunterrufen mußte zum Abendbrod, er hätte es sonst vergessen.

Als er zu den Seinen kam, fand er diese in

einer stillen, aber hochgradigen Entrüstung: die Tante hatte ihre Zimmer bezogen, hatte aber heraussagen lassen, daß sie durchaus unbehelligt zu bleiben wünsche und daß sie mehr Feuerung verlange. Für ihre Dienerschaft hatte sie Reis und Hammelfleisch befohlen, für sich selbst ein tüchtiges Abendbrod und Wein. Nebenbei hatte sie aber auch anfragen lassen, ob und wo man hier einen guten, unverfälschten Rum bekäme.

„Ihre Frau Tante braucht nämlich ab und zu eine kleine Herzstärkung,“ hatte die Gesellschafterin hinzugefügt. Diese war übrigens ein hübsches und sehr resolutes Frauenzimmer, offenbar eine Deutsche. Der Bediente sprach dagegen nur englisch, das heißt eigentlich fast gar nicht, da er nur brummend einige Laute von sich gegeben hatte, als Egbert ihn vorhin anredete; von den Anderen hatte man noch nichts zu sehen bekommen. Der Eintritt in die Gemächer der Begum war auf das Strengste untersagt; Frida, welche trotz des Verbots versucht hatte dort einzudringen, war durch ein kurzes Abweisen des Dieners zurückgescheucht worden. Hinter ihr hatte man die Thüre zugeschlossen, die Dienerschaft mit dem Essen hatte klopfen müssen, und hatte derselbe alte, leberige Kerl es ihr abgenommen.

Das Alles ließ sich eben nicht vielversprechend an. Dazu berechneten der Präsident und Karola, seine Vertraute, beständig während der frugalen Mahlzeit, woher sie das Geld nehmen würden, um jene fünf Personen zu verpflegen, die obendrein doch sicherlich große Ansprüche machen würden.

Und dafür die Tante nicht einmal zu sehen zu bekommen, nicht zu sprechen ... es war das ein höchst sonderbares Verhältniß!

Mittlerweile hatte die Begum ihre lästige Hülle abgeworfen, und nach einer eingehenden Inspektion der Thüren und der Fenster saßen die beiden jungen Mädchen in bequemen Hausgewändern und speisten zu Abend.

„Ich sehe schon ungefähr, woran wir hier sind," sprach Marie. „Nach meinen wenigen Berührungen mit der Außenwelt zu urtheilen, leben die beiden Brüder allerdings in bitterer Fehde und ebenso die Familien derselben. Nach John's Aeußerungen — er war bereits unten in der Küche, — ist im Uebrigen hier, trotz aller Vornehmthuerei, Schmalhans Küchenmeister und ist vor Allem die junge Dame bei der Dienerschaft durchaus nicht beliebt."

„Dann werde ich irgend etwas thun müssen, um meiner theuren Cousine unter die Arme zu greifen,"

versetzte Elisabeth, das Hühnerbein fortlegend, an welchem ihre kleinen Zähne genagt hatten.

„Ganz gut — aber laß sie nur erst ein wenig zappeln; ich bin überzeugt, sie kommen Dir ganz von selbst damit. Du machst Erfahrungen auf diese Weise."

Der indische Diener kam herein, verneigte sich und berichtete, daß die jungen Ladies der Tante die Hand zu küssen wünschten, ehe sie zu Bette gingen.

„John soll sagen, es wäre nicht nöthig," befahl sie kurz.

Eine abermalige Verbeugung und Ben ging hinaus.

„Um zu erkennen, wie niedrig die Menschen sind, muß man sie demüthigen," sprach Elisabeth mit Bitterkeit. „Je eher ich Grund finde, desto mehr wird es mich freuen," fügte sie dann hinzu.

So vielversprechend begann und endete dieser erste, wichtige Tag. Die sehr beunruhigte, entrüstete Familie mußte sich zu Bett legen, ohne auch nur ein Wort mit ihrer Tante gesprochen zu haben.

Aber auch diese floh der Schlaf.

Elisabeth, wenn auch vom Geschick in früher Jugend hart geprüft, hatte sich dennoch ihre natürliche Herzensgüte voll bewahrt. Die Rolle, welche

sie ihren Verwandten gegenüber zu spielen hatte, fiel ihr schwer, ja, dünkte sie ihrer unwürdig in einzelnen Momenten. Wenn auch ein berechtigtes Gefühl der Bitterkeit in ihrer Seele vorwog, so fand sich doch auch häufig eine leise Stimme, welche die bösen Verwandten entschuldigte. Den unangenehmsten Eindruck auf sie hatte ihr heute bei der kurzen Begegnung entschieden der Onkel Präsident gemacht; in seinem langen, hageren Gesicht mit den vorspringenden Backenknochen und dem schmalen, eingefallenen Munde lag nichts als Strenge und Herzenskälte ausgeprägt; der Mann hätte gewiß nicht eine Hand für sie gehoben, wäre sie nicht die reiche Erbtante gewesen. Am sympathischsten war ihr Helene erschienen; sie hatte Mühe gehabt, dem hübschen, freundlichen Mädchen nicht einen Kuß zu geben. Die Uebrigen hatte sie nur flüchtig gesehen.

Wenn der Präsident, wie es den Anschein hatte und wie er es in seinen Briefen ausgesprochen, in einer Lage war, welche ihn nöthigte, auf das Peinlichste Haus zu halten, so war derselbe im Grunde betreffs seines früheren Betragens gegen eine arme Verwandte mehr zu entschuldigen, als der reiche Kommerzienrath; für diesen aber leistete das freundliche Gesicht Helenens Fürbitte.

Sie beschloß am Ende eines längeren Nachdenkens, vorläufig ihre Rolle streng durchzuführen, genau zu prüfen erst, ehe sie sich ferner entschied, vor Allem aber ihrem Wirth auf irgend eine Weise eine Summe zukommen zu lassen, welche demselben die Kosten, die sie ihm verursachte, reichlich vergütete.

Sie sprach dann leise ihr Gebet und schloß die Augen, aber es dauerte noch lange Zeit, ehe sie einschlief.

Zehntes Kapitel.

John stand unten an der Hausthür, eine Rose im Knopfloch, eine andere in der Hand, in seinem Winterpaletot und hoher weißer Binde und schaute anscheinend gleichgültig auf das, was auf der Straße vorging.

Er war ein Untergebener des Kapitän Macduff gewesen, als dieser noch im zweiten schottischen Rifle-regiment stand, und hatte mit ihm zugleich den Dienst verlassen. Die Anhänglichkeit an seinen langjährigen Herrn hatte er später auf dessen Gattin übertragen und hernach auf deren Erbin. Er war ein Vermächtniß an diese und als ein solches betrachtete er sich selbst. Seine junge, liebenswürdige Herrin gefiel dem alten Burschen ungemein, und er war gewohnt, wem er diente, mit ganzem Herzen zu gehören.

Warum die Miß hieher, zu ihren Verwandten gegangen war, das hatte man ihm gesagt; er kannte

seine Pflichten, ihm machte es Spaß, bei der Komödie nach Kräften mitzuhelfen. Trotz seines trockenen, hölzernen Wesens besaß der alte Bursche eine gute Dosis von Schlauheit, ja selbst von Humor, und machte es ihm einen ganz besonderen Spaß, wenn die Leute ihn für den Klotz nahmen, für den er sich ausgab. Es kam hinzu, um ihm seine Stellung zu versüßen, daß er froh war, dem heißen Boden Indiens Valet gesagt zu haben, und daß er hoffte, seine geliebte Heimat noch einmal wiederzusehen, wenn er sich hier in Deutschland ein wenig akklimatisirt haben würde. Er verstand und sprach außerdem einige Brocken Deutsch, denn seine Lady hatte einst eine deutsche Dienerin gehabt; dieselbe war leider dem mörderischen Klima Kalkuttas erlegen, aber hatte doch lange genug mit ihm zusammen gelebt, um ihn ihre Muttersprache radebrechen zu lehren.

Von dieser Kunstfertigkeit ließ er aber vorläufig so wenig als möglich merken. Auch verstand er die Sprache Ben's und Asta's und machte, wenn es noth that, bei diesen den Dolmetscher.

Er stand jetzt hier auf der Lauer, er wartete auf den Postboten und paßte zugleich auf, ob etwa Dieser oder Jener an ihrem separaten Eingang herumspionire.

Als er die Briefe für seine Lady in Empfang genommen hatte, ein Paket mit dem Poststempel „London“, begab er sich auf den Hof. Dort stand des Lieutenants Bursche und putzte die Pferde. Mit Kennermiene trat er heran, klopfte dem einen Braunen den Hals und begann sofort Konversation zu machen.

„Very fine horses!“ knurrte er.

Der Bursche sah ihn an, hörte einen Augenblick auf zu striegeln und nickte ihm zu.

„Das will ich meinen!“ versetzte er und amüsirte sich über das wichtige Gesicht des alten Knaben nicht wenig, verstehen that er kein Wort, aber er begriff, was jener meinte. Aus einer Ecke, wo die Sonne warm hinschien, kam ein kleiner Köter hervor, beroch den Fremden umständlich, streckte die Hinterbeine, richtete sich langsam an diesem empor, schnoberte abermals und streckte nun an dessen Schienbein die Vorderpfoten, indem er bewillkommnend dabei mit dem kleinen Schwanze wedelte.

Das Gesicht des Alten, so weit er sichtbar war, überflog ein Schein freundlichen Wohlwollens; er beugte sich nieder und streichelte dem Hunde das krause Fell.

„Oh, my little pussy! . . . oh, my little pussy!“ sprach er dabei beinahe zärtlich.

„Affe heißt er,“ berichtigte der Bursche.

Von da begab sich John nach dem Gesinderaum, wo er seine beiden Rosen ließ, dann aber ging er hinauf mit den Postsachen. Er hatte gesehen, was er wollte, und sich gezeigt. Er hatte den Auftrag, den separaten Eingang streng zu bewachen, und mit gutem Grunde, denn wenn dieser nicht vollständig unter ihrer Kontrole, ja in ihrem völligen Besitz war, hätte Elisabeth ewig Hausarrest gehabt und dazu eben war sie durchaus nicht aufgelegt.

Nachher stand John deßhalb abermals ein wenig auf der Lauer: zuerst ritt der Lieutenant fort, ein schmucker, hübscher Mensch, der gut zu Pferde saß. Viel später erhoben sich die Ladies, ihre hellen Morgenkleider wurden unten im Garten sichtbar; in einem Pavillon servirte man das Frühstück. Gegen neun Uhr erst erschien der Präsident, würdevoll, sorgfältig rasirt und gebürstet, und etwas später noch in einem weniger gewählten Aufzuge der Assessor.

Das Frühstück dauerte nicht lange, die Herren gingen, die Damen blieben sitzen.

Mittlerweile war es längst lebendig dort oben geworden. Es gab ein großes Rumoren unter dem Gepäck: Lady Macduff hatte nämlich beschlossen, heute schon vor den versammelten Ihrigen zu erscheinen,

um sie zu begrüßen und die Geschenke zu vertheilen, die sie mitbrachte.

Dabei ließen sich gewiß interessante Studien machen und wichtige Schlüsse ziehen auf die Charaktere der Einzelnen, denn überall, wo es sich um den Besitz handelt, treten die inneren Eigenschaften naiver hervor als sonst im Leben.

Nach einer Weile ging Marie Werner über den Hof und begab sich zu den Damen im Garten. Elisabeth hatte dieselbe gebeten, die Beziehungen zu dem Hause von Steinfurt vorsichtig zu eröffnen.

Karola und Frida waren in gleicher Weise erstaunt über die einfache und liebenswürdige Art, mit welcher die Fremde ihnen heute entgegentrat. Nach den ersten einleitenden Worten schon begann sie von der Tante zu erzählen und ihnen Aufklärungen zu geben.

„Die alte Dame ist eine ebenso herzensgute als seltsame Person, eine wahre Rarität, aber eine solche, die man lieben muß,“ sprach sie. „Ihre Launen und Gewohnheiten sind eine Folge ihrer Lebensweise und des heißen Klimas, so zum Beispiel ihr unseliger Hang zu starken Getränken . . .“

„Sie trinkt? — O wie furchtbar!“ rief die naive Frida, was ihr einen strafenden Blick seitens der älteren Schwester eintrug.

„Es ist schlimm, aber die Arme kann es nicht wieder lassen ... vielleicht mit der Zeit ... ebenso das starke Schnupfen und das Betelkauen ... Sie sollten nur einmal eine Weile in jenem Backofen leben, meine Damen ... wer weiß, wer weiß!“

Frida unterdrückte einen kleinen Schauer ... Schnupfen und Betelkauen — wie entsetzlich vulgär!

„Ebenso seltsam ist für einen Fremden ihre Art sich einzuschließen,“ fuhr Marie fort. „Sie thut das hauptsächlich aus Furcht, seit sie nämlich so steinreich ist, lebt sie in einer ewigen Angst, ermordet zu werden.“

„O wie entsetzlich! ... Die arme Tante!“

„Und ist sie denn wirklich so reich?“ fragte die ältere der Schwestern, welche einen durchaus praktischen Sinn hatte und diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, sich zu unterrichten.

„Sehr reich, — für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich reich sogar; sie besitzt Tonnen Goldes. — Wie gesagt, daher eben kommt diese sonst unerklärliche Angst, denn im Grunde liebt sie Menschen und frohe Gesellschaft und kann sogar recht ausgelassen sein.“

„Was Sie nicht sagen! — O, dann gewöhnen wir ihr diese häßliche Furcht mit der Zeit ab. — Hier bei uns braucht sie keine Angst zu haben.“

„Um Gottes willen, thun Sie keine voreiligen Schritte! Vor Allem wagen Sie es niemals, ungerufen in ihre Gemächer einzudringen, mein Fräulein; sie wäre im Stande, Sie augenblicklich zu verlassen!“ sprach Marie mit großem Nachdruck und richtete ihre Augen dabei auf das vorschnelle Fräulein.

„In unserem Hause soll die gute Tante leben, wie es ihr gefällt, davon seien Sie überzeugt, Fräulein Werner,“ beeilte sich Karola sie zu beruhigen, welche dem Vater auffallend ähnlich sah und daher nicht gerade zu den Anmuthigen ihres Geschlechts gerechnet werden konnte. Besonders um ihren schmalen Mund lag derselbe harte, abstoßende Zug.

„Ich danke Ihnen für diese Versicherung und erlaube mir zugleich die Bitte auszusprechen, etwa an uns anlangende Briefe und Zeitungen abzuweisen und uns direkt durch den Briefträger zustellen lassen zu wollen.“

„Ganz bestimmt soll das geschehen.“

„Auch möchte ich gern ein Wort im Vertrauen mit Ihnen sprechen: Lady Macduff weiß durch die Briefe Ihres Herrn Vaters, daß sein Einkommen eben nur zu Ihrem Unterhalt ausreicht. — Das Hinzukommen so vieler Menschen muß ihn nothwendigerweise in Verlegenheit bringen. — Ihre Tante bittet

deßhalb noch einmal, ihr zu gestatten, nach Verhältniß zum Unterhalt des Hausstandes beitragen zu dürfen."

Die beiden Schwestern sahen sich einander an, dann nach kurzem Schwanken nahm Karola das Wort:

„Der Vater wünschte Gastfreundschaft zu üben an einer lieben Verwandten, dieß um so mehr, als seitens der Familie — obgleich dieß nur Verstorbene betrifft — in früheren Jahren gegen sie gefehlt wurde, was wir tief bedauern und was wir wieder gut zu machen wünschen."

Sie sah dabei mit ihren etwas hervorquellenden, blaßblauen Augen auf die nervös sich bewegenden Hände herab, mit etwas gleißnerischer Miene und gleichsam beschämt, dann aber schaute sie wieder auf, und ohne den festen Blick zu beachten, mit dem die Freundin der Erbtante sie musterte, fuhr sie fort:

„Indessen wenn es die Tante durchaus wünscht, so glaube ich, wird der Vater sich fügen müssen. Unsere Intentionen . . ."

„Sie thäten derselben damit einen wirklichen Gefallen," unterbrach sie Marie, „die Art und Weise, das zu arrangiren, überlassen Sie ihr gefällig selbst... Ueberdieß erlaube ich mir noch eine zweite Bitte: Lady Macduff wünscht heute, nach dem Speisen, die

ganze Familie — ohne Ausnahme — hier versammelt zu sehen, um sie zu begrüßen . . ."

Verlegen und erröthend zugleich blickten die Schwestern vor sich nieder.

„Ich glaube kaum, daß der jüngere Bruder meines Vaters . . ."

„Und die Geschenke zu vertheilen, welche sie für sie mitbrachte."

Die Wirkung dieser Mittheilung war eine sehr bemerkliche, ein Aufleuchten der Freude, ein noch tieferes Erröthen seitens der Jüngeren, ein Stutzen und lebhaftes Aufblicken seitens Karola's. Ehe diese noch eine weitere Einrede zu erheben vermochte, erhob sich Marie und ging mit leichtem Gruße davon.

Gerade als sie den Hof passirte, ritt der Dragoner herein, und als sie hernach am Fenster stand, sah sie die schmale Gestalt des Assessors, welcher mit einem Bündel Akten unter dem Arm das Haus verließ und lässig die Straße hinunter schritt.

„Dort geht der Urquell Deines Glücks," sprach sie, den hübschen Kopf mit einem muthwilligen Lächeln halb herumwendend.

„Möge er ziehen in Frieden!" versetzte diese allerhand Stoffe und Etuis zurechtlegend.

„Nein, das soll er durchaus nicht, Rache muß,

sein! Ich habe mir schon ein Plänchen für ihn zurecht gemacht. Alle Grade meiner Tortur soll er durchmachen, das verspreche ich Dir."

„Dann überantworte ich ihn Dir. — Was gebe ich meinem lieben Vetter Konrad?"

„Nur nicht zu viel."

„Hundert Pfund, dachte ich."

„Bist Du von Sinnen? — Siebenhundert Thaler! Das würde ihn übermüthig machen, weiter nichts."

„Nun gut, — dann fünfzig!"

„Aber mein Himmel! Ich glaube gar, Schatz, Du bist erregt?"

Marie eilte herzu und sah der Freundin aufmerksam in die Augen.

„Ein wenig Coulissenfieber, weiter nichts," versetzte Elisabeth und lehnte ihr Haupt für eine Minute schwer an der Freundin Brust.

„Wir sind Zugvögel, Marie!"

„Und Du sehnst Dich nach Ruhe."

„Nach Ruhe und ein wenig Glück," versetzte Elisabeth schwermüthig.

Elftes Kapitel.

Kein Sterblicher hätte in der Karikatur, die sich gegen fünf Uhr desselben Nachmittags der Familie feierlich präsentirte, in der langersehnten Erbtante, jenes gefühlvolle, liebliche Mädchen wieder erkannt, das heute früh diesen sentimentalen Anflug hatte. Marie hatte diese Stunde für das Zusammentreffen mit dem Präsidenten selbst verabredet, hatte ihm ein versiegeltes Couvert überreicht und die bestimmte Erwartung im Namen der Tante ausgesprochen, den Vetter Leopold und seine Tochter ebenfalls hier zu sehen.

„So sei denn dieser Saal ein neutrales Terrain," hatte der Präsident mit einiger Förmlichkeit erwiedert und dann die nöthigen Befehle gegeben, um den verhaßten Bruder zu benachrichtigen.

Auf diesem neutralen Boden, einem großen, dreifenstrigen Gemach, standen die beiden Parteien jetzt aufmarschirt, der Onkel Leopold, welcher seit Jahren

seines Stiefbruders Haus nicht mehr betreten hatte, stand kühl, ein wenig herausfordernd in einer Ecke, mit erhobenem Kopf, den Hut in der Hand, etwas hinter ihm Helene, drüben, durch den Tisch von ihnen getrennt, die Uebrigen.

„Gib Acht, ob ich meine Sache nicht gut mache," sprach Elisabeth, eingehüllt in jene fabelhaften Gewänder der Tante, kaum sichtbar unter den Shawls, gepudert, geschminkt und mit langen dänischen Handschuhen bewehrt. „Ich komme mir vor wie ein zweiter Diogenes, Marie — ich suche Menschen."

Ein Wink dann, langsam öffnete sich die Thüre und geleitet und gestützt von ihrer indischen Bedienung, erschien die Tante in der Oeffnung derselben, ein zweiter Wink, die Diener traten zurück, der biedere John erschien auf der Schwelle, dort gleichsam Schildwache stehend, während die Begum sich, schwerfällig auf ihrer Gesellschafterin Arm gelehnt, einer Pagode gleich mit dem Kopfe wackelnd, einige Schritte nach vorn bewegte und sich verneigte.

Nur mit der größten Mühe unterdrückten die Verwandten ihre große Bewegung, der Diplomat bog den Kopf herab und biß sich spöttisch auf die Lippen, Frida wandte das Gesicht zur Hälfte beiseite, um ihren Abscheu zu verbergen, während der Lieutenant

unwillkürlich ein: „Auf Ehre, die alte Person sieht toll aus!“ murmelte.

In der That, in der Nähe, beim hellen Tageslichte bot die Tante einen ebenso lächerlichen wie abschreckenden Anblick. Mit einem schlichten Geschmack sondergleichen — zur Feier des Tages anscheinend, — hatte sie ein kostbares, funkelndes Schmuckstück an ihren Turban geheftet, in den Händen trug sie eine Dose, diese ebenfalls mit Juwelen besetzt, und ein langes, goldgesäumtes Taschentuch, die Füße dagegen staken in Filzpantoffeln wie im tiefsten Winter, und von dem Gesicht waren durch die Umhüllungen fast nur die lebhaft funkelnden Augen und einige graue Haarsträhne zu sehen, das Uebrige verschwand hinter den Falten. Man hatte allgemein das Gefühl, als müßte die Alte ersticken.

Während ihre Augen lebhaft hin und her wanderten, begann sie zu sprechen, die Pagode, ebenfalls seltsam und unheimlich, die Laute klangen, als kämen sie aus dem Grabe, und dabei kaute die Alte das ihr ungewohnte Deutsch durch die Zähne, daß man merkte, sie war völlig aus der Uebung, die überall eingeschobenen englischen Brocken machten obendrein ihre Sprache noch unverständlicher.

Dabei sah die alte Person aber beinahe lustig

aus, die Aeuglein funkelten immer heller, ihre Hände fingen an sich zu bewegen, auch machte sie allerhand seltsame, zum Lachen reizende Bewegungen mit den Hüften und Füßen, so daß der erste Schrecken der Versammelten bald einer etwas heitereren Stimmung wich. Sie war entschieden ein gutes Frauenzimmer und durchaus nicht nachtragend, das bewiesen ihre ersten Worte schon. — Wie ganz anders hatte man sich doch die indische Tante vorgestellt!

„Ich bin komme in my fatherland,“ hub die rauhe, tiefe Stimme an, „um noch einmal zu sehen die Plätze, wo ich war ein Kind und die liebe relations“ (hier nickte sie Allen der Reihe nach freundlich zu). „Ich bin long time gewese abroad und komme zurück aus the Indies, wo ich hab' begrabe meine gute Mann. His soul be in Heaven!“ Hier nahm die Alte eine große Prise, reckte die Nase aus der Binde und schnaubte sich höchst umständlich.

„Eine charmante Person, das Gesellschaftsfräulein,“ raunte der Diplomat seiner ältesten Schwester in's Ohr. Deren ungeduldige Bewegung mit den Schultern hieß ihn schweigen.

„Ich hab gemacht die lange Reise über die See,“ fuhr die Tante etwas fließender fort, „um zu sehn das deutsche Vaterland noch einmal, ehe ich

sterbe; hoffe aber zu leben noch lange Zeit in Gesundheit.“

Diesen Zusatz schien sie für einen Witz zu halten, denn sie belachte ihn und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihre Verwandten ihn ebenfalls belächelten.

„Wenn ihr mir gestattet, will ich leben eine Zeitlang in eurer Mitte und hoffe zu sein in Eintracht und Frieden, darum hab' ich an euch geschrieben und mir erbeten eure Zustimmung. Ich bin erfreut, euch Alle bei gutem Wohlsein zu finden und euch Alle kennen zu lernen, denn als ich fortging von hier, war ich ein Kind halb noch und die Aeltesten von euch kaum geboren.“

Hier schnupfte die gute alte Frau abermals, wandte sich dann um und machte dem Schotten ein kurzes Zeichen.

„Ich hoffe, bei näherer Bekanntschaft werden Sie meine Eigenheiten, was kommt von der großen Hitze und meinem einsamen Leben, und meine schlechte pronunciation, wo kommt von dem Mangel an Uebung seit über vierzig Jahre, entschuldigen und werden Alle sein meine Freunde.“

Hier sahen die Zuhörer mit Entsetzen, wie der hölzerne John mit einem Glase sich näherte, welches

die Tante beroch und dann mit allen Zeichen sichtbaren Behagens auf einen Zug leerte. Der Diener nahm es wieder in Empfang, sie nickte, räusperte sich und begann von Neuem zu reden.

„Auf Ehre — das war Grog!“ brummte der Lieutenant sehr belustigt und unterdrückte kaum eine laute Aeußerung der Heiterkeit. In der That begann sich sogleich ein ziemlich kräftiger Alkoholgeruch durch das ganze Zimmer zu verbreiten.

„Weißt Du, ob sie vielleicht eine Verwandte oder nur die Gesellschafterin der Alten ist?“ fragte Egbert leise, ohne eine Antwort zu bekommen.

„Um mich ein wenig zu insinuire bei meine lieben Verwandten, habe ich euch einige Geschenke mit aus meiner andern Heimat gebracht; bevor ich aber diese euch gebe, bitte ich mich mit die einzelne von euren Kindern bekannt zu machen.“

Hier nickte die Tante auffordernd dem Präsidenten zu, der, also genöthigt, mit steifem Nacken und einem Gesicht, in welchem die Freundlichkeit nur eine schlechte Maske war, — denn der Aermste ermaß recht wohl, in welche Verlegenheit eine solche Verwandte ihn bringen und wie sie ihn zum Gespött der Leute machen würde, — herbeieilte und die einzelnen Glieder seiner Familie ihr präsentirte.

Einem Jeden sah die Tante starr in's Gesicht. — So ganz in der Nähe sah sie fast noch greulicher aus, — und richtete dann einige Worte an ihn.

„Mein Stiefbruder Leopold," sprach der Präsident, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ihr seid der Kommerzienrath, welcher haben mir angeboten seine cottage," sprach sie lebhafter, „und das sein Euer Kind, welches mir schenkte die Blumen."

Fast entsetzt wich Helene zurück, denn es dünkte sie, diese seltsame Frau wollte sie küssen, aber sie täuschte sich, sie sah ihr nur forschend in's Gesicht, bewegte dann befriedigt den schweren Kopf und zog einen kostbaren Ring von ihrer behandschuhten Rechten.

„Ich hab keine Blumen, obgleich ich sehr ihnen liebe, very well, aber Du trag diesen Ring, als ein Andenken von Deiner alten Tante, die Du sehr froh gemacht hast durch Deine Gabe, denn Blumen bedeuten frohe Tage, mein Kind."

Erröthend und beinahe widerwillig litt es Helene, daß die Tante ihr das kostbare Kleinod auf den Finger schob. — Mariens scharfes Auge überflog dabei die übrige Gesellschaft. Bei Präsidents drüben machte man sehr lange Hälse, es sprach sich dort eine namenlose, mit Schreck gepaarte Entrüstung aus,

aber auch eine deutliche Regung von Neugierde war in den Zügen derselben sichtbar. Seltsam, ein Einziger zeigte dort drüben ein freundliches, offenes Lächeln — das war der Lieutenant.

„Möchte nun nehmen ein wenig Platz," sprach die Tante zurücktretend und offenbar sehr zufrieden mit dem Kopfe nickend, während der Präsident seiner Tochter Karola zitternd vor Erregung zuflüsterte:

„Es ist unerhört! — Und dabei riecht die Person nach Schnaps wie ein Holzhacker!"

„Meine Füße sind schwach durch die Jahre und die große Hitze."

Man brachte ihr einen Sessel.

„Für euch, meine liebe Cousins, habe ich nichts," begann sie dann und schnupfte auf's Neue und guckte sich hell mit ihren Augen um, „aber solche junge Dinger habe Freud an solch' bunte Tant."

Hier flüsterte sie Marie etwas zu, diese verschwand im Nebenzimmer und kehrte gleich darauf mit zwei umfangreichen Paketen zurück, mit denen sie vor Karola und Frida hintrat. — Ein Doppelschrei der Freude, jene Pakete enthielten prächtige Seidenstoffe und für Jede einen indischen Shawl, offenbar von großer Kostbarkeit. Selbst die Männer betrachteten mit Interesse diese farbigen und weißen,

zarten, von Gold- oder Silberfäden durchschossenen Stoffe, welche Frida's Hände entfalteten, denn während Karola erröthend auf die Tante zutrat, ohne ihr Paket zu berühren, hatte Jene mit kindischer Hast dasselbe geöffnet und betrachtete nun ihre Schätze mit glänzenden Augen und mit dem freudigen Bewußtsein, alle ihre Rivalinnen im nächsten Winter zu überstrahlen. Bei kleinlichen Naturen, namentlich wenn sie unter Entbehrungen leiden, ist ja das natürlichste Gefühl der Neid und der Wunsch, beneidet zu sein.

Karola trat an die Tante heran, verbeugte sich und stammelte ihren Dank, der Handkuß wurde verhindert.

Als Elisabeth in die schmalen, verhärmten Züge dieser Cousine sah, welche vor den Jahren alt geworden war, erfaßte sie ein Gefühl des Mitleids; sie fiel beinahe aus der Rolle. Nur mühsam faßte sie sich und brachte ihr: „Schön, schön . . . very good, meine Tochter!" so ziemlich heraus. Dann griff sie in ihre umfangreiche Tasche, tastete an sich herum und zog zuletzt einen andern Ring vom Finger, den sie Karola schenkte.

„Bin sehr begierig, was wir davontragen werden," raunte Egbert seinem Bruder zu, den die kostbaren Steine reizten, die er dort funkeln sah.

Ein heller Aufschrei übertönte die Antwort: als soeben Frida zur Tante hineilte, um ihr stürmisch zu danken, hatte diese sie bei der Hand gefaßt und ihr groß in die Augen sehend gefragt: „Du bischt Die, die was haben wollte mitgebracht?“

Dann hatte sie ein Etui aus ihrer Tasche gezogen und es der Erschrockenen übergeben. Es enthielt eine goldene Kette mit einem seltenen und kostbaren Schaustücke daran; der Anblick des Schmucks entriß dem lebhaften Mädchen diesen Schrei.

Ihren stürmischen Dank lehnte die Tante ab.

„Nich so eccentrical, nich so schrein, mein Kind! . . . Ick bin ein altes Weib, was kann das nicht leiden. Schon gut.“

So sprechend klopfte sie Frida leise auf den Arm, nahm eine Prise und nickte ihrer Begleiterin zu, welche alsbald mit einem andern Paket sich Helene nahte.

Die Augen der Tante rollten dabei in Einem fort, sie beobachteten scharf die verschiedenen Gesichter. Der Präsident schien offenbar enttäuscht, sowohl über die Summe, welche er erhalten hatte, als über die Geschenke: für eine Millionärin wahrlich Bagatellen!... Ein paar seltene Fähnchen, ein Ring — er schätzte diesen auf höchstens hundert bis zweihundert Thaler

— und eine Kette. — Die Quelle mußte ganz anders fließen, wenn es sich der Mühe lohnen sollte, sich so zu kompromittiren. Der Kommerzienrath sah zufriedener aus, doch wohl nur, weil sein Kind den Anderen vorgezogen worden war. Am schärfsten betrachtete sie sich den ehemaligen Diplomaten, und alle Bitterkeit, welche sie einst empfunden hatte, die Demüthigungen, welche sie durch ihn erlitten, die Thränen, welche sie geweint hatte, kamen wieder lebhaft in ihre Erinnerung.

Sie sah dieses schmale, verlebte Gesicht, mit dem höhnischen Munde und der überhebenden Miene, — es war dasselbe, welches sie einst so gehaßt und verwünscht hatte, nur gealtert, vor der Zeit entnervt, durch Ausschweifungen gewiß, durch einen schlechten Lebenswandel.

Etwas hinter diesem, ein ziemlich gleichgültiger Zuschauer, stand sein jüngerer Bruder. — Man hätte nicht glauben sollen, daß die Beiden Zweige eines Stammes wären. Der Dragoner war offenbar aus einem andern Holze geschnitzt, er hatte ein gutes Gesicht und sah aus wie ein anständiger Mann. Seltsam, sie bemerkte es auch, wie beinahe vergnügt, nein, innig, er jetzt hinübersah zu Helene. — Dieser Vetter gefiel ihr, sie begann seitdem ihn genauer zu beobachten.

Eine Idee kam ihr, sie winkte sich den Präsidenten heran und sagte ihm etwas leise in das Ohr. Gleich darauf trat dieser auf Egbert zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn ihr entgegen.

„Du warscht bei die diplomacy?“ fragte sie, ihn groß mit ihren glänzenden Augen ansehend.

„Ich hatte diese höhere Carrière erwählt,“ liebe Tante, versetzte Jener mit seinem gewöhnlichen fatalen Lächeln, „leider kostet dieselbe aber Geld, viel Geld, — da erlahmten mir die Fittige; nun ziehe ich im Joch.“

„Wo bischt Du gewesen, auf welchen Posten?“ examinirte die Tante weiter und nahm abermals eine große Prise. Mit Genugthuung bemerkte sie dabei, wie Marie sie beobachtete.

„Zuerst in Berlin, dann in Bern — das ist die Hauptstadt von der Schweiz.“

„O, ich weiß ... ich bin nicht so unwissend, wie Du zu denken glaubst.“

„Liebe Tante, ich beabsichtigte durchaus nicht...“ beeilte Egbert sich zu entschuldigen, sie aber unterbrach ihn lebhaft:

„Hat nix zu sagen — die junge Papageie pfeife immer klüger als die alten, nicht wahr, lieber Vetter?“

Der Präsident, welcher Alles, was gegen seine äußere Würde war, tödtlich haßte, machte ein ganz absonderliches Gesicht bei dieser Schwenkung.

„Im Allgemeinen mag das wahr sein, aber bei meinem Sohne trifft dieß nicht zu," erwiederte er. „Obgleich sein Vater, darf ich sagen, daß Ueberhebung ihm fern liegt und daß er in Respekt vor seinen Verwandten auferzogen wurde."

„Schon recht ... oh yes, um so besser! Freue mich, das zu hören!" sprach die Tante und nickte dabei gönnerhaft mit dem unförmigen Turban. „Und wuann wuarst Du in Bern, mein Sohn?"

„Bis vor vier Jahren, theure Frau Tante."

Alle lauschten begierig, man legte sich diese eingehenden Erkundigungen nicht anders aus, als daß die Tante beabsichtige, für Egbert etwas Besonderes zu thun, und er selbst am allermeisten. Trotz der kleinen Rüge soeben glaubte er einen vortheilhaften Eindruck auf die Tante zu machen, der Aermste, er konnte ja nicht ahnen, wen jene Hülle verbarg.

„Wenn Du wieder eintreten willst in Deine diplomatische Laufbahn," hub die Erbtante in ihrem selbstgemachten Kauderwälsch an, „dann kann ich Dir geben recommendations of the compagnies of the Indies, mein Sohn. Du kannst da machen Dein

Glück, ebenso wie Dein altes Weib von Tante es gemacht." Alle sahen sich sehr betroffen an.

„Ich wuar auch einst ein armes Frauenzimmer, verlassen von alle Welt, ohne recommendations, und hab gefunden dort meine Weg, mit Ausdauer und Energie, und hab gefunden mein Glück. Wenn Du hast ebensoviel Ausdauer und Geschick, wirst Du kommen so zu einer ehrenvollen Stellung."

„Gestatten Sie, liebe Tante, daß ich diesen gütigen Vorschlag erst reiflich in Erwägung ziehe," versetzte der nicht wenig bestürzte Egbert.

„Mein Sohn ist bereits hier in einer achtungsvollen Lebensstellung, liebe Cousine, doch danken wir für Ihre gute Absicht und wollen überlegen," kam der Vater ihm zu Hülfe.

„Komm' heran, mein Kind — Du willst Dich bedanken!" rief die Alte, abspringend plötzlich, Helene zu. „Ich habe auch noch etwas für Dich." Sie hatte aus dem reichen Vorrath der Tante Karoline sich eine gute Anzahl von Schmuckstücken, zum Theil von seltener Art und von hohem Werthe, in die umfangreichen Taschen gesteckt. Sie zog jetzt eine Handvoll von diesen Sachen hervor, suchte eine Weile in ihnen herum, nahm zuletzt einen kleinen goldenen Elephanten, dessen Rüssel und Augen mit Rubinen

und Diamanten besetzt waren, und drückte ihn dem erröthenden Mädchen in die Hand, dann ohne die neidischen Mienen der beiden Cousinen scheinbar zu bemerken, nickte sie Egbert zu und winkte den Dragoner heran.

„Wie heißt Du? ... Ich hab sehr in affection die Militärs, denn mein Mann, der selige Macduff, war selbst ein großer Kapitän,“ redete sie ihn an.

„Das freut mich zu hören, Tante. Ich heiße Egon,“ versetzte dieser ziemlich trocken, denn ihn verdroß im Grunde diese ganze Szene und ihm mißfiel die Tante ganz außerordentlich.

„Du kannst Dir suchen aus, wuas Du wuillst haben von diese Sachen,“ damit hielt sie ihm die offene mit Schmuck gefüllte Hand hin, „denn ich weiß, Soldaten haben immer zu machen kleine Präsente ... Habe gewohnt in Bombay, in Madras und in Patna in die Baracken mit meinem seligen Mann, hatte Jeder, vom Kapitän bis zum Kornet, seine kleinen Herzensgeschichten ... O, ich kenne das,“ fügte sie mit einem gutturalen Lächeln hinzu und klopfte ihm den Arm. „Aber freilich, mein Kind, man wird alt.

„Give me brandy and water, John!“

Der Dragoner wurde sehr roth. — Er sah nicht das Zunicken seiner Schwestern und den Blick des Vaters, unwillkürlich machte er eine abweisende Be-

wegung und sprach: „Ich danke, Tante, das ist nichts für mich.“

„Dear me! Nichts für Dich?“ rief die Tante erstaunt und wackelte mit dem Kopf, „das ist sehr seltsam!“

Sie nahm den Grog und trank. Das Getränk war übrigens nur gefärbtes Wasser und der Geruch kam von ihren Kleidern und John's Aermel her.

„Gib das den Mädels, die können so etwas brauchen,“ sprach Egon hartnäckig.

„Und Du? — Du bist ein schmucker Junge, ich wuill nicht, daß Du leer ausgehst. — Marie!“

Wieder ein Tuscheln, einige Sekunden der Erwartung, dann kam die Gesellschafterin zurück und wickelte aus einem Papier einen indischen Dolch in prächtiger Scheide, diese und der Griff blitzten von edlen Steinen.

Länger streckten sich die Hälse, höher färbten sich die Gesichter, als die Tante dieses kostbare Werthstück dem Dragoner hinhielt.

„Da ... das ist etwas für einen Kriegsmann — was?“ sprach sie heiser und sah diesen aufmunternd an.

„Liebe Tante ... in der That, das ist zu kostbar ... Auf Ehre, das kann ich nicht nehmen,“ stammelte dieser.

„Wie?! Kannst Du nicht? Willst Du beleidigen eine alte Frau?!“ rief diese ärgerlich.

„So nimm doch!“ befahl der Vater, während der Onkel Leopold mit gierigen Blicken daneben stand und den Dolch betrachtete.

Der Dragoner befand sich in großer Verlegenheit: der Dolch gefiel ihm schon, nur die Geberin nicht und der Gedanke, daß man vielleicht glauben könne, er hätte sich vorhin nur geweigert zu nehmen, um Besseres zu bekommen.

„Ich danke herzlich,“ sprach er, einen plötzlichen Entschluß fassend, „es ist sehr gütig, liebe Tante.“

Sie schüttelte ihm treuherzig die Hand und klopfte ihm die Wange; Egon trat mit seinem Dolch zurück und ward sogleich von seinen Schwestern und dem Vater umringt.

Abermals bog sich die Alte zu ihrer Begleiterin herüber und abermals ging diese in das Nebengemach und kam mit einer Gabe zurück. Es war ein Etui mit seltenen indischen Münzen.

Beinahe hätte Elisabeth dieses Mal ein Lachen nicht unterdrückt, als sie die süßsaure Miene ihres lieben Neffen Egbert bemerkte, dessen Geschenk im Werthe weit hinter dem seines Bruders zurückblieb. Indessen war ihr im Grunde der Diplomat zu ver-

haßt, auch wünschte sie diese Komödie zu beenden. Der Neffe sprach seinen Dank. Marie kam abermals herein. Die Tante erhob sich schwerfällig.

„Hier, meine lieben Cousins,“ sprach sie, die beiden großen Etuis aus Mariens Händen nehmend, „das ist für euch. Es ist wenig. — Ich wünsche, daß ihr möget trinken lange daraus, in gute Gesundheit.“ Es waren zwei schön gearbeitete Becher indischer Arbeit von gediegenem Golde. Die feindlichen Brüder drückten einer nach dem andern der Tante die Hand, scheinbar zufrieden mit ihrem Theil.

„So, meine Freunde, — nun danke ich für die gütige Aufnahme in eure Kreis und will mich ziehen zurück. Ich bin eine alte Frau und bedarf der Ruhe.“

„Aber Tantchen, erstickst Du denn nicht in Deinen Shawls?“ rief Frida in ihrer übertrieben naiven Weise und eilte herzu, um diese zu stützen. Mit großen Augen sah die Begum sie an.

„Ich komme aus Indien,“ sprach sie stirnrunzelnd, ließ sie stehen, verbeugte sich schwerfällig und schwankte auf Mariens Arm gelehnt hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Die Thüre hatte sich hinter ihnen geschlossen. Mit einem hoffärtigen, unverschämten Blick wandte sich augenblicklich Egbert herum und sah zu seinem Onkel und seiner Tochter hinüber, als wollte er sagen: „Nun, seid ihr noch nicht fort? . . . Hinaus mit euch!" — Zu seinem und der ganzen Familie größtem Erstaunen aber trat Egon an die Gehaßten heran und fragte, als verstünde sich das ganz von selbst, ob er ihnen ihre Geschenke nicht durch seinen Burschen nach Haus schicken sollte.

„Danke, Herr Neffe, unten wartet mein Wagen," versetzte der Kommerzienrath zugeknöpft, warf einen herausfordernden Blick auf seine Verwandten und ging mit der Tochter schnurstracks hinaus, unter dem höhnischen Gekicher der Mädchen und des Assessors.

Dieses Lachen galt ebensowohl den Verhaßten, wie dem Bruder, den man einestheils beneidete, da er das beste Theil von der Tante erhalten hatte

und dem man es außerordentlich verdachte, sich und der Ehre seiner Familie so viel vergeben zu haben, wie jetzt eben. — Darüber darf man nicht in Zweifel sein: Familien, die Andere systematisch anfeinden, gleichen ein wenig den Wölfen, sie fressen sich gelegentlich unter einander auf. Solch' ein böser, harter Sinn frißt sich immer tiefer ein in den Organismus und wirkt vergiftend nach allen Seiten. Egon hatte die Verwandten bis zur Thür geleitet, wandte sich jetzt herum und sah die spöttischen, ungehaltenen Gesichter seiner Geschwister auf sich gerichtet.

„Gilt dieses Lachen mir?“ fragte er, sich aufrichtend und die Stirne kraus ziehend.

„Du brauchtest Deine menschenfreundliche Herablassung nicht gar so weit zu treiben, lieber Bruder,“ versetzte Karola herbe, mit einem häßlichen Zug um den schmalen Mund.

„Ich glaube gar, er will sich schön machen bei dem dummen Ding,“ fiel Frida wegwerfend dazwischen.

„Schlimm genug, daß man diese Leute hier im Hause dulden muß,“ fügte Egbert hinzu.

Egon sah sie Alle der Reihe nach mit einem festen, männlichen Blicke an, sprach ein kurzes: „Ihr

solltet euch schämen!“ und wollte hinaus. Aber ein Wort des Vaters rief ihn zurück.

„Noch einen Augenblick,“ hub er an. „Ich möchte keinen Streit im Hause haben. So lange unsere Verwandte hier bei uns wohnt, bitte ich allen Groll zu begraben. Ich kann deßhalb Dein Benehmen, lieber Egon, nicht gerade tadeln, obgleich ich nähere Beziehungen zu meinem Stiefbruder nach dessen früherem lieblosem Benehmen natürlich nicht wünsche.“

Hier traf sein ernster Blick den Dragoner, welcher seinerseits finster auf seine jüngste Schwester blickte, die soeben wieder bei den Worten: „nähere Beziehungen“, begonnen hatte, spöttisch zu lächeln.

„Auch noch ein Wort in Bezug auf eure Tante: die alte, wunderliche Dame verdient unsere Nachsicht. Ich mache es euch zur Ehrenpflicht, nichts zu thun, was dieselbe betrüben könnte. Sie ist unser Gast und allem Anschein nach eine etwas verwahrloste, aber gutmüthige Frau. — Ihr Alle wißt, daß von unserer Klugheit viel, sehr viel abhängt. Ich verbiete daher, sie zu belästigen, verbitte mir jedes moquante Lächeln bei ihrem Erscheinen, befehle, sie völlig gewähren zu lassen und euch freundlich zu benehmen gegen ihre Dienerschaft und deren Gesell=

schaftsdame. Ich verlange in dieser Richtung um so mehr Gehorsam, als ich vielleicht genöthigt sein werde, die Güte der Tante in der nächsten Zeit in Anspruch zu nehmen."

Hier machte der Präsident eine inhaltsvolle Pause. Daß er verstanden war, daran durfte er nicht zweifeln.

„Ich möchte, daß wir vortheilhaft gegen unsere übrigen Verwandten abstechen. Eure ganze Zukunft hängt von eurem mehr oder minder klugen Betragen ab, das bedenkt . . . Nun geht an eure Geschäfte."

Der Präsident blieb angelehnt an der Fensternische stehen und gab Karola einen Wink, zu bleiben. Während dessen entfernten sich die Uebrigen.

„Ich als politischer Agent nach Indien? — Das fehlte noch!" vernahm man Egbert's Stimme gleich darauf im Vorzimmer.

„Dieses schmeichlerische, alberne Geschöpf — Einem die besten Sachen gleich vorweg zu nehmen!" beklagte sich Frida.

„Willst Du nicht Deinen Dolch einstecken?" rief Karola ihrem Bruder nach. Dieser blieb stehen, wandte sich herum, nahm das kostbare Geschenk, betrachtete es noch einmal flüchtig und trat dann zu seinem Vater.

„Ich bitte Dich, lieber Vater, hebe mir ihn auf,“ sprach er und reichte ihm denselben hin.

Der Präsident sah überrascht erst, dann beinahe betreten auf seinen Sohn; aus seinem kalten Auge zuckte ein wärmerer Strahl, als er jetzt in des Lieutenants offenes Gesicht blickte. Einen Moment schien er zweifelhaft zu sein, was er thun sollte, dann nahm er das Kleinod und legte es neben sich auf den Tisch.

„Ich danke Dir — ich werde ihn fortschließen,“ sprach er kurz, dann reichte er seinem Sohne die Hand und fügte nach kurzem Ueberlegen hinzu: „Du kannst hier bleiben, lieber Egon, Du magst mit anhören, was ich mit Karola zu verhandeln habe, es geht uns Alle an, Dein Rath kann mir von Nutzen sein.“

Sie standen in der Fensternische, Karola hatte die Thüre nach dem Korridor vorsichtig abgeschlossen und trat nun zu ihnen.

„Ich bin genöthigt, lieber Sohn, eine kurze Erklärung vorauszuschicken, damit Du mich verstehst und würdigst,“ begann der stolze Mann mit äußerlich sicherer Haltung, aber mit Scham und schwerer Sorge im Herzen, die auf der Stirn ihre deutlichen Spuren eingrub.

„Ich begann mein Leben mit beinahe nichts," fuhr er den Kopf senkend mit leiser, von Leidenschaft erregter Stimme fort. „Als Student, in den langen Jahren hernach, als Referendar und unbesoldeter Assessor lebte ich von meinem Witz und den zweihundert Thalern, die die Eltern mir geben konnten. So wenig ich hinter Jemanden zurückstehen wollte, ja so stolz, überhebend selbst ich bisweilen nach außen auftrat — im Stillen hungerte ich, entbehrte ich nach jeder Richtung. Ich gab heimlich Stunden, ich schrieb Novellen und übersetzte englische und französische Romane — die Zeile zu zwei Pfennigen. Ich ließ es mir blutsauer werden, aber ich verdiente kaum das Salz auf das Brod — ich darbte."

Es lag so viel Bitterkeit und Weh in des Präsidenten Stimme, — Egon senkte gerührt und verlegen die Wimpern, während Karola zärtlich an seiner Schulter lehnte und zu ihm aufsah mit schwärmerischen Blicken. Die heiße, treue Liebe zu ihrem Vater war beinahe der einzige versöhnende Zug in dieser herben Mädchenseele.

„Das Alles wurde getragen und wäre zu verschmerzen gewesen, hätte nicht der Böse, der ja so gern zum Ueblen Uebles gesellt, mir nicht einen Denkzettel mitgegeben in jene schweren Jugendjahre,

welcher mich verfolgte bis auf den heutigen Tag, — Schulden nämlich! ... Weiber und Schulden — sagt man, man wird sie niemals wieder los!“

Der Präsident fuhr sich über die heiße Stirn.

„Nicht leichtsinnige Schulden waren das, nur zum Beschaffen des Nothwendigsten, nur um nach außen hin mir nichts zu vergeben, borgte ich Geld; — da kam die Lawine in's Rollen, da begann der Fluch!“

„Lieber Vater!“

„Ich kämpfte wie ein Mann, — es war allezeit gerade genug, um nicht zu erliegen, aber mehr wie zu viel, um mir jedes Lebensglück im Keime zu ersticken ... Als ich endlich mein erstes Gehalt bekam, mußte ich zur Seite legen von dem Wenigen, den Löwenantheil für die Wucherer; seit ich denken kann, arbeitete ich nur für diese Vampyre, gab ich ihnen mein Herzblut, mußte ich mit ihnen kämpfen Schritt für Schritt, um Leben und Ehre, lebte ich in einem fortwährenden Banne der Angst, der moralischen Folter und der Verfolgung! ... Davon ist dieses Haar vor der Zeit ergraut.“

„Armer Vater!“ sprach Egon tief ergriffen und drückte diesem die Hand.

„Ich heirathete dann, — ich glaubte, nun be-

gännen bessere Tage; ich knüpfte ein anderes Geschick an das meine. — Ich Thor! — Mit dem Wenigen, was meine Frau zur Aussteuer erhielt, tilgte ich einen Theil meines Defizits, das Andere wollte ich nach und nach abtragen. — Damals sah ich Land, ich athmete auf. — Aber es war eine Fata Morgana, trügerischer Schein! Ich hatte gerechnet ohne jene Blutsauger. — Es ist ein langes Bild des Kampfes und des Elends, was ich entwickeln müßte, wollte ich das Alles erzählen! — Kurzum, ich zahlte und zahlte, das Vermögen meiner Frau und mein Gehalt, es floß in diesen Abgrund und kaum so viel blieb uns übrig, das elende Leben, das wir führten, zu fristen, um anständig nach außen zu existiren... Damit aber nicht genug, die Bürde, anstatt sich zu verringern — sie wuchs, wuchs mehr und mehr!... Jetzt drückt sie mich zu Boden — meine Kniee tragen mich nicht mehr... ich bin am Ende!..."

Noch niemals hatte Egon seinen Vater so gesehen, erschrocken und in der tiefsten Seele ergriffen betrachtete er den keuchenden, nach Athem ringenden, in Schweiß gebadeten Mann.

„Ich bin gezwungen, einen Entschluß zu fassen," fuhr Jener scheinbar gefaßter fort, „meine Gläubiger drängen mich. Wenn etwas von den Beziehungen

zu solchem Gelichter in's Publikum dränge, meine Reputation, Autorität und Stellung wären für immer dahin ... Man setzt mir Daumenschrauben an, rechnend darauf, nun die Tante aus Indien angekommen ist, wäre der Augenblick da, ihre Ernte zu halten... Ich muß erwägen, ob ich noch einmal temporisire, jene Hyänen zu beschwichtigen versuche, oder ob ich mich der Tante Karoline eröffne. — Ehe ich beschließe, möchte ich euren Rath hören."

„Ich bin der Meinung, Du sprichst offen mit der reichen Frau," hub Karola unverzüglich an und umschlang den Arm ihres Vaters fester. „Dieser Zustand der Sorge reibt Dich auf. Wenn sie nur einen Funken von Gefühl hat, so muß sie Dir helfen!"

„Mein liebes Kind, Du weißt nicht, wie schwer der Mensch bei Lebzeiten sich vom Besitz trennt, von einem kleinen Partikel selbst, und säße er bis über die Ohren im Golde," erwiederte der Vater mit Bitterkeit und nickte nachdrücklich, starren Blickes einige Male mit dem Kopfe.

„Ich will mich ihr zu Füßen werfen, sie flehentlich bitten ..."

„Thue das nicht," unterbrach er sie stirnrunzelnd, „sie scheint keine Liebhaberin von Erregungen des

Gemüths zu sein. Sie ist alt und wunderlich ... Was sagst Du, mein Sohn?"

Egon hatte tief erregt, mit nachdenklicher Miene bis jetzt dagestanden; diese Leidensgeschichte seines Vaters, wie erinnerte sie ihn nicht an sein eigenes Loos! ... Doch nein, er wollte nicht undankbar sein. Der Himmel hatte bisher ihn gnädig genug behandelt, nur in Einigem glich es ihm. — Jetzt sah er auf.

„Lieber Vater," versetzte er mit Festigkeit und Wärme, „ich an Deiner Stelle würde alles Andere versuchen, ehe ich diesen letzten, verzweifelten Schritt thäte, die Tante ist kaum im Hause, wir kennen sie kaum in ihren Eigenthümlichkeiten. Ein jeder Mensch will richtig genommen sein, wenn er Geld geben soll, vor Allem eine alte Dame. — Wenn Dein Appell an ihre Güte nun vergebens wäre, die Folgen wären ernst, das letzte Pulver verschossen. Die Tante verließe vielleicht das Haus, die Gläubiger, ihrer letzten Sicherheit beraubt, drehten die Schraube vollends zu und Alles wäre aus. — Ich schlage deßhalb vor, noch einmal zu temporisiren, den Schuften die Mäuler zu stopfen, um Frist zu gewinnen, die Tante näher kennen zu lernen und zu erfahren, wie und wo man die Hebel ansetzt, um das Herz derselben zu rühren."

Dieser verständige und von Erfahrung zeugende Rath des Sohnes machte Eindruck auf den Vater. Es lag Dank und Anerkennung in seinen Mienen, als er diesem jetzt die Hand reichte.

„Du hast Recht, Egon,“ sprach er etwas mühsam, denn sein Stolz blutete in diesem Augenblick unsäglich, „ich danke Dir für Deinen guten Rath und werde ihn befolgen. Es ist nur ein schwieriger Punkt noch vorhanden: ich soll jenen Schurken die Mäuler stopfen, — aber womit? — Ich brauche dazu zum mindesten tausendfünfhundert Thaler und ich besitze, außer fünfzig Pfund, welche mir heute die Tante gab, nur etliche Goldstücke, im Ganzen vielleicht fünfhundert Mark.“

„Nimm die Scharteke da und zeig' sie den Halunken oder mach' sie zu Geld, Vater, und gib es ihnen, und reicht es nicht, ich habe vier Pferde im Stall, ich kann ohne Noth zu leiden eins davon entbehren.“

Gerührt reichte der Präsident dem Dragoner noch einmal die Hand.

„In der Noth, mein Sohn, erkennt man seine Freunde,“ sprach er ergriffen, mit unsicherer Stimme. „Ich weiß, Du spielst nicht mit Worten; — ich nehme Dein Anerbieten an, bedauernd, daß ich Dir dieses schöne Spielzeug rauben muß.“

„O, Egon hat ein gutes Herz!“ rief Karola mit glänzenden Augen. „Nimm auch meines, Vater! Alles sei Dein, nur athme wieder auf, lächle wieder, werde nicht krank! . . .“

Ihr Auge hatte einen schwärmerischen, beinahe fanatischen Ausdruck, als sie sich dem Vater erst und dann dem Bruder an die Brust warf.

„Der Himmel segne euch, meine theuren Kinder!“ sprach der Präsident beinahe weich, legte seine Hände auf ihre Häupter und ging hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Die Thüre hatte sich hinter den beiden Freundinnen geschlossen, an der nächsten verabschiedeten sie John und die braune Dienerschaft. — Noch eine Thüre und sie waren unter sich, sie fielen sich in die Arme und fuhren dann ebenso plötzlich wieder auseinander.

„Du lachst?!" sprach Elisabeth.

„Du weinst, ehrwürdige Lady Macb ... verzeihe, Macduff?" fragte Marie, ihr Erstaunen hinter einem Scherze verbergend. „Du weinst, daß Dir die Thränen über Deine graue Schminke träufeln?! ..."

„O, spotte nur!... Mir ist so elend zu Muthe... ich möchte mich hinlegen und klagen... wie ein Kind!"

„Und warum das in aller Welt nur? — Eben wollte ich Dir die größten Komplimente sagen über die vortreffliche Durchführung Deiner schwierigen Rolle,

und nun verdirbt der Schluß die ganze Censur! Was ficht Dich an, Lisel?"

„Frag' Dich selbst . . . diese ganze unwürdige Komödie . . . die Erkenntniß der Menschen . . . nicht gleichgültiger, sondern meiner nächsten Verwandten! Der Präsident ist meines Vaters leiblicher Bruder, seine Kinder sind meine Vettern und Cousinen."

„Ich bitte Dich, zuerst nur aus dieser Hülle heraus, dann wirst Du hoffentlich wieder ein anderer Mensch. Ich fürchte immer, Du möchtest ersticken," drängte Marie.

„Das heiße Klima Indiens hat mich verwöhnt, mir geht es wie John und den Anderen, ich friere hier."

„Nun wahrhaftig, — bei dreißig Grad Hitze!"

„Aber weißt, mein treuer Bundesgenosse," fuhr Elisabeth lebhafter fort, mit einem Aufathmen und indem sie der Freundin Hände ergriff und ihr in die Augen sah, „ich danke dem Himmel dennoch! — Ich meine, so ganz vergebens ist diese Komödie und Alles, was drum und dran ist, doch nicht; — ich glaube zwei gute Menschen zum wenigsten heute gefunden zu haben —"

„Wenn Du wüßtest, wie komisch Du aussiehst! . . . Soll ich Dir sagen, was für Entdeckungen ich ge-

macht habe? Vielleicht stimmen sie überein mit den Deinen, mein Liebling."

„Nun?"

„Erst zieh' Dich aus — ich werde Dir helfen."

Die Metamorphose war nicht ganz leicht, denn die Schminke und der Puder hafteten fest an der zarten Haut; dennoch saßen die beiden reizenden Mädchen in bequemen Hauskleidern von Tibet und Seide sich bald darauf einander traulich gegenüber, bei halboffenen Fenstern, und schütteten ihre Herzen aus, eine in der andern Busen.

„Neben vielem Neid, häßlicher Habsucht, Haß und anderen niedrigen menschlichen Leidenschaften fand ich, wie Du, zwei gute Seelen, Lisel: den ehrlichen Dragoner und Helene —"

„Du sprichst mir aus der Seele. Während die Uebrigen so waren, wie ich gefürchtet hatte, scheinen mir Diese gute, einfache Menschen zu sein," versetzte Elisabeth mit einem Schimmer von Glück und leuchtenden Augen. „Wäre dem so, so hätte ich gefunden, was ich suchte, so hätte ich einen Anknüpfungspunkt, eine Basis für die Zukunft, die, wenn auch nur ..."

„Nicht so eilig, lieber Schatz! ... Dieser Hoffnungsschimmer dünkt mich vorläufig noch viel zu schwach, um ihm entgegen zu jubeln und Pläne für die Zu-

kunft darauf zu bauen... Aber weißt Du, daß ich noch eine zweite Entdeckung machte?“

Elisabeth nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ich glaube, daß der kleine Knabe Cupido Contrebande treibt.“

„Ganz recht und trotz des Grimmes der Anderen.“

„Du hast das auch bemerkt?“

„Ich gab gut Obacht. Ich sah, wie, während alle Anderen neidisch oder sauer drein sahen, als ich Helene den Ring gab, der Dragoner mit vorgestrecktem Halse und dem unbewachtesten, strahlendsten Lächeln dastand und offenbar eine aufrichtige Freude darüber empfand, daß seine Cousine bevorzugt wurde.“

„Ganz dasselbe beobachtete auch ich.“

„Diese Entdeckung, Marie, gibt mir eigentlich den Muth, die abscheuliche Komödie den Meinen gegenüber mit Konsequenz durchzuführen. — Und was für ein liebes, hübsches Gesicht die Kleine hat und wie besorgt und zärtlich sie manchmal verstohlen hinter dem breiten Rücken des Vaters fort nach dem Vetter hinübersah.“

„Das ist echte Liebe... das freut mich herzlich! — Ist's nicht drollig, Lisel, die alte Geschichte wieder: die feindlichen Brüder! — Siehst Du, das war die Komödie in der Komödie! Im Uebrigen

kannst Du nicht viel Staat machen mit Deinen Verwandten, besonders die anderen Damen und der Diplomat gewähren gerade keinen herzerquickenden Anblick."

„Ich gestehe das zu."

„Der arme ancien Diplomat, — wie Du ihn zappeln ließest und ihn dann nach Indien schicken wolltest, bei dieser Hitze... dorthin, wo der Pfeffer wächst! — Du bist rachsüchtig, Lisel."

„Von Allen ist mir dieser der Unangenehmste, noch verhaßter wie der kalte, überstolze Vater, dessen Züge ein Schatten der Sorge wenigstens veredelt."

„Richtig — er hat etwas von einem Blutrichter; bewahre mich der Himmel davor, jemals in seine Klauen zu fallen!" So sprechend ging Marie an einen Schrank, holte eine zierliche Flasche und zwei Gläser aus demselben und stellte sie nebst der Wasserflasche auf den Tisch. „Ein wenig brandy and water?" fragte sie schelmisch lächelnd.

Elisabeth nickte.

„Und was beginnen wir nun? — Du wirst mich doch nicht ewig in diesem Käfig schmachten lassen?"

Elisabeth trank und lachte. Sie war eine überaus liebliche Erscheinung so, mit den strahlenden,

dunklen Augen, dem in schweren Wogen zwanglos herabfallenden Haar, den kirschrothen Lippen, hinter denen die gleich Perlschnüren glänzenden Zähne hervorschimmerten mit einem feuchten, appetitlichen Glanz. — Sie fand plötzlich ihren ganzen gewohnten Humor und ihre Energie wieder.

„Wir müssen etwas erfinden, Schatz," versetzte sie, sich aufrichtend; „Du hast eine Freundin hier entdeckt, die Du besuchst und die Dich wieder besucht. Diese Freundin wäre ich."

„Wohl, meine Freundin — der Vorschlag läßt sich hören; aber wie weiter?"

„Du erwähnst meiner beiläufig vor den Damen des Hauses, und ich gehe dann hier frei ein und aus, ohne Furcht, so oft ich will. Wir verbarrikadiren außerdem unsere Festung. Vor Allem thun Portièren noth, schwere, dichte Stoffe, die geheimnißvoll über einander schlagen, dann Riegel an alle Thüren und doppelte Gardinen vor die Fenster. Während die Tante hier zurückbleibt, gehst Du mit Deiner Freundin Dich harmlos amüsiren."

„Diese Idee findet meinen ungetheilten Beifall."

„Zunächst wird die Komödie ruhig weiter gespielt. Wir verlangen die furchtbarsten Rücksichten, tyrannisiren das ganze Haus, beschützen die Liebenden,

studiren Menschen und trachten nebenbei, unsere Zeit auf das Angenehmste hinzubringen."

„Ich habe noch einen weiteren Plan," hub Marie an, nachdem die Freundin geendet hatte, „wir wollen doch nicht ewig hier in diesem Gefängniß sitzen, können aber auch nicht den ganzen Tag auf der Straße sein. — Wie wäre es deßhalb, wenn wir uns eine andere Wohnung mietheten, von der nur wir und der ehrliche John eine Ahnung hätten?"

„Das läßt sich hören — der Gedanke ist vorzüglich; wir gehen noch heute an's Werk!" rief Elisabeth, ihr die Hand reichend.

„Sogleich? — Ich kenn' Dich kaum wieder, — welche Energie, Tante!"

„Mir ist's bisweilen, als fühlte ich neue Lebenslust in meinen Adern. Und warum nicht?... Die Sonne leuchtet, wir sind jung und gesund, Geld haben wir auch, sollen wir uns des Daseins nicht erfreuen, wie eine jede andere Kreatur!"

„So liebe ich Dich," rief Marie fröhlich und fiel der Freundin lachend um den Hals, „jetzt erst kenne ich mein altes Lisel wieder!"

„Ich schicke John mit Ben und Asta jetzt hinunter nach dem Strom, damit sie Luft schöpfen; sind sie

zurück, dann kommen wir an die Reihe, dann schwärmen wir aus!"

Eine halbe Stunde hernach fuhr ein Miethwagen mit den Dreien zum Strom, und als die Sonne heruntersank im fernen Westen, stiegen zwei reizende, elegant gekleidete Damen in einen andern Miethwagen, von denen die eine den Schleier vorsichtig um den unteren Theil des Gesichtes gebunden hatte, und fuhren hinaus in den Schloßpark und hernach durch die hellerleuchteten Straßen der Stadt. Den schönen Sommerabend aber genossen sie, oben auf der Terrasse sitzend, bei gewählter Musik und einer Schale Eis.

Unverschleiert, ruhigen Blickes beobachtete Elisabeth die geputzten Menschen. Sie brauchte keine Entdeckung zu fürchten, sie kannte Niemand, nicht einmal ihre nächsten Verwandten, während Marie, die Gesellschafterin der Erbtante, einige Vorsicht beobachten mußte. Im Uebrigen hatte die gewandte Schauspielerin aber sich so zu frisiren und kleiden verstanden, daß sie selbst eine Entdeckung schwerlich zu fürchten hatte.

Während Lady Macduff ehrbar daheim geblieben war, amüsirten sich die jungen Damen hier nach Herzenslust; — das Alles hatte einen erhöhten Reiz

obendrein, den der Neuheit und den der verbotenen Frucht gewissermaßen.

Sie hätten gewiß gar manchen Beschützer gefunden, aber ihre ernsten Mienen scheuchten alle galanten Versuche zurück. Damit sei aber durchaus nicht gesagt, daß diese ernsten Mienen allzu ernst gemeint waren, und daß sie sich nicht im Stillen über die Versuche verschiedener Herren, sich ihnen bemerkbar zu machen, ergötzt hätten. Nach einem leckeren Mahl, spät erst, in der erquickenden Brise, die vom Strom herüberwehte, stiegen sie in ihren Wagen und fuhren davon, um unbemerkt in der Thorfahrt des Präsidialgebäudes zu verschwinden.

*

Zu derselben Zeit gingen im Halblichte der Dämmerung der Dragoner und seine jüngste Schwester auf und ab in dem Garten, welcher nächst dem Hofe an der Hinterfront des Hauses lag.

Als der Lieutenant mit großem Ernst davon begonnen hatte vorhin, von seiner unangenehmen Entdeckung zu Frida zu sprechen, hatte diese mit dreister Stirn zuerst zu leugnen versucht.

„Du bist von Jemanden gesehen worden und trotz Deines Schleiers deutlich erkannt — es steht

Dir wenig an zu lügen," versetzte Egon mit großem Nachdruck.

„Nun ja, — wenn Du's wissen willst: ich hatte noch einen Ausgang zu machen und Herr von Rothkirch gesellte sich zu mir. Mir war's sogar ganz recht, denn es wurde schon dunkel, — aber was geht das Dich an, bist Du mein Aufpasser?" versetzte Frida und ihre Augen begannen zu funkeln unter den halbgesenkten Lidern. Sie sprach mit Hast und wurde roth dabei, wie viele Leute zu thun pflegen, wenn sie eine Lüge sprechen; der Mund gehorcht, aber das bessere Ich wird zum Verräther.

„So, und deßhalb also gingt ihr nach Dunkelwerden durch die Felder?"

Hier warf das Fräulein einen schnellen, bösen Blick auf ihren Bruder und wurde blutroth im Gesicht, vor Zorn, nicht vor Scham.

„Es war nur ein Zufall," versetzte sie störrisch.

„Und deßhalb nanntet ihr euch Du? — Schöne Geschichten das! — Fräulein Frida von Steinfurt, die sonst die Nase so hoch trägt, macht Mondscheinpromenaden mit einem Menschen wie Rothkirch, einem Lüderjahn und Schuldenmacher, Beide vermummt, da draußen in den Feldern, und sie duzen sich und sie macht ihm eifersüchtige Vorwürfe?!"

„Woher weißt Du denn das?“ fragte trotz ihres Schreckens und ihrer Wuth urplötzlich das listige Mädchen und sah ihrem Bruder groß und mit einem ganz besonderen lauernden Ausdruck in die Augen.

Der Dragoner bemerkte, er hatte sich ein wenig verschnappt. Er wurde ebenfalls roth einen Augenblick und stockte, dann aber fuhr er in desto größerem Nachdruck fort:

„Woher ich das weiß, das kann Dir gleichgültig sein, verstehst Du! Das Uebrige magst Du dem Vater sagen, dem ich diese saubere Geschichte unverzüglich mittheilen werde...“

„Egon, das thust Du nicht!“ rief das Fräulein tödtlich erschrocken.

„Damit er Dir schamlosen Person ebenfalls seine Meinung sagt über ein solch' unwürdiges Betragen, womit Du Dich und Deine Familie lächerlich machst und kompromittirst... Als ob es nicht so schon genug Elend gäbe!...“

Die Stirn des Bruders sah so drohend aus und seine Stimme klang so entschieden, daß Frida eine wahre Todesfurcht empfand. — Wenn der Vater das erfuhr, war sie verloren. Sie legte sich deßhalb auch auf's Bitten und gab Erklärungen. Rothkirch mache ihr den Hof schon seit dem vorigen

Winter und in allem Ernst. Nur auf sein wiederholtes und dringendes Bitten hätte sie ihm dieses eine Rendezvous neulich Abends gegeben, mit Zittern und Zagen. Er wolle sie heirathen, aber er sei augenblicklich noch nicht in der Lage, erst müsse sein Onkel sterben; sie wolle es ja auch in ihrem ganzen Leben nicht wieder thun, sie verspreche das feierlich, nur möchte Egon doch ja dem Vater nichts davon sagen.

Der Dragoner war stehen geblieben, die Füße auseinander gespreizt, die eine Hand im Brustausschnitt, die andere hinten in der Tasche, den Kopf ein wenig gesenkt, mit finsterer Stirn hörte er ihr zu.

„Ich soll nichts sagen? — Hättest Du jetzt zum wenigsten die Wahrheit gesprochen, ich hätte vielleicht geschwiegen,“ fuhr er zornig auf, „aber Du lügst, Mädchen, Du lügst, Du bist falsch und verlogen durch und durch, darum werde ich handeln! Nicht wahr, unsere Familie in Schande stürzen, jedes halbe Jahr, — was sage ich, auf jedem Ball einen andern Courmacher haben, Augen verdrehen und kokettiren.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Frida, mit den Füßen stampfend.

„Und schließlich mit Leuten, wie Rothkirch, wie

eine Grisette durch die Felder gehen, Abends beim Mondschein, sich Du nennen!" — Hier stockte ihm der Athem. — „Daß Du es nur weißt, — der Vater hat Kummer genug, den möchte ich durch diese unangenehme Mittheilung nicht noch tiefer darnieder beugen, aber Karola werde ich bitten, Dich besser zu beaufsichtigen, und morgen früh werde ich den Herrn besuchen und ihn . . ."

„Egon — um Gottes willen!"

„Und ihn bitten, den geehrten Herrn, mir zu sagen, was er eigentlich mit Dir beabsichtigt, und ihn entweder niederschießen, wie einen tollen Hund, oder ihn zwingen, Dich zu heirathen. — Eine größere und passendere Strafe wüßte ich für euch Beide nicht!"

„Egon! — das wirst Du nicht thun! . . ." rief in höchster Aufregung das leichtsinnige Mädchen; „lieber Egon, so höre doch! . . . Ich verspreche Dir es heilig — o Gott, er hört mich nicht!"

In der That hatte der Dragoner mit einer kräftigen Bewegung sich von den Händen seiner Schwester frei gemacht und ging nun mit großen Schritten der Gartenthür zu, sie mit ihrer Angst und ihren Vorwürfen allein lassend.

Als er hinaus auf die Straße trat, begegnete er — eine andere angenehme Ueberraschung — seinem

Bruder Egbert, mit einem älteren, nicht eben allzu respektabel aussehenden Herrn; dieser Anblick verleidete ihm den Entschluß, jetzt noch frische Luft zu schöpfen, er trat wieder in's Haus und begab sich hinauf zu seiner älteren Schwester, um mit dieser ein langes, sehr ernstes Gespräch zu führen.

Vierzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen kaufte Marie in der Stadt Portièren und dergleichen, auch miethete eine Miß Herford, eine junge Dame, welche draußen in den nahen Villenstädten wohnte, ein elegantes Absteigequartier im sogenannten Fremdenviertel, im Hotel Bellevue. An demselben Tage verhandelte auch der Präsident mit seinen Gläubigern und erhielt nach vielen Opfern und Mühen eine neue Galgenfrist. Der Dragoner besuchte seinen Kameraden, den Courmacher seiner Schwester.

„Ist Ihr Herr zu Hause?“ fragte er den Husaren, der ihm öffnete.

„Nein, Herr Lieutenant,“ versetzte dieser, mit einem Ruck die Drillichjacke glatt ziehend und die Hacken aneinanderschlagend, „ist noch nicht vom Dienst zurück.“

Egon dankte und ging zum Café Stephanie, durch

die hohen Spiegelscheiben erblickte er viel hellblaues Tuch dort, eine Menge Leute, darunter den Gesuchten und seinen Bruder. — Er kannte die Lokalität, er trat in den Hausgang, der zwischen dem Restaurant und der Konditorei hindurch nach dem Hofe führte und zu den hinteren Räumen, und guckte in das Privatzimmer. Es war heute ausnahmsweise leer.

Er stellte sich an das Fenster, schrieb etwas auf eine Karte und klingelte dem Kellner.

„Geben Sie dieß Herrn von Rothkirch, mit einer Empfehlung von mir,“ befahl er und sah dann dem jungen Manne nach, bis er die Thüre nach vorn geöffnet hatte, damit er nicht etwa den Neugierigen spielte. — Mit einem heiteren, völlig ahnungslosen Gesicht trat unmittelbar darauf Herr von Rothkirch herein.

„Mein Gott, liebster Steinfurt — warum spielen Sie hier Verstecken, — warum kommen Sie nicht vor und trinken ein Glas Wein mit uns?“ fragte er liebenswürdig, ein wenig geröthet von dem reichlichen Genusse des Traubensaftes.

„Weil ich Sie gern allein sprechen wollte,“ versetzte der Dragoner finster, mit zusammengezogenen Brauen und sehr zugeknöpft. „Ich erlaubte mir, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen, ich fand Sie

aber nicht zu Hause — ich habe Nothwendiges mit Ihnen zu verhandeln."

Der Husar ahnte noch immer nichts. Ihm war das Courmachen zur zweiten Natur geworden und er hatte bisher immer Glück gehabt. Wer denkt denn auch gleich daran, wenn er ein Mädchen küßt, daß dasselbe raufsüchtige Brüder oder Vettern hat? Er meinte, es handle sich um Sport oder Schulden; — vielleicht sollte er gut sagen für den Kameraden. Die Aussicht war nicht eben verlockend.

„Womit kann ich Ihnen dienen? ... Aber wollen wir denn wirklich so trocken sitzen?" fragte er nicht mehr ganz in derselben freudigen Stimmung wie vorhin; das düstere Gesicht des Andern machte ihn etwas befangen, — es handelte sich also sicherlich um eine hohe Summe.

Ueber die offene, von der Schande gebeugte Stirn des Dragoners glitt etwas wie ein Schatten, seine beiden Hände stützten sich fester auf den schweren Pallasch. Der Schnurrbart machte einige kleine Bewegungen, als wollte er sich emporsträuben.

„Herr von Rothkirch, ich war bei Ihnen, um Sie zu fragen: wie stehen Sie zu meiner jüngsten Schwester?" sprach er halblaut, und seiner Stimme unterdrücktes Beben zeugte dabei am deutlichsten

von der großen innern Erregung, welche er mit Mühe nur bekämpfte.

Unwillkürlich fuhr der Husar ein wenig zurück; diese Frage traf ihn unversehens, beinahe brutal. Sein Gesicht war nicht das allergeistreichste gerade in diesem kritischen Moment und seinem offenen Munde entfuhr ein lautes „Ah!“ Dann sammelte er sich gewaltsam, denn diese Geschichte war offenbar eine sehr ernste, und sprach:

„Ich empfinde eine lebhafte Verehrung für Ihre Fräulein Schwester; doch Pardon! . . . wie kommen Sie eigentlich zu dieser Frage?“

In der letzten Hälfte dieser Erwiederung lag bereits der Versuch zu einer Opposition, aber sie wurde im Keime erstickt.

Vorwurfsvoll und drohend zugleich hob der Dragoner das Auge und richtete es fest und vielsagend auf den Andern.

„Sie wurden gesehen und erkannt, wie Sie in Civilkleidern mit meiner Schwester im Dunkel in der Vorstadt spazieren gingen, man hat sogar mit voller Deutlichkeit gehört, daß Sie sich so weit vergaßen, sie zu duzen,“ versetzte er, immer noch halblaut, als fürchtete er, ein Lauscher könnte ihn hören, aber trotzdem mit großem Nachdruck.

Der gewandte Husar, der sonst mit allen Schlichen und Ausreden wohl bekannt war, fühlte, daß er dieses Mal fest in der Schlinge saß, und ermaß mit großer Geistesgegenwart augenblicklich sowohl die Folgen, als auch die Chancen, welche ihm blieben.

„Liebster Steinfurt," hub er an, „ich leugne nicht; ich gestehe sogar, daß ich mich schäme, bisher so wenig offen gegen Sie gewesen zu sein — Sie in diese Lage hier gebracht zu haben."

Er lächelte sein gewinnendstes Lächeln, — er war ein hübscher schwarzer Bursch, dem man schwer etwas abschlagen konnte — und trat einen Schritt an Egon heran, als wollte er diesem die Hand reichen.

„Es ist doch, auf Ehre, kein Unrecht, wenn man ein Mädchen lieb gewinnt."

Der ernste, verweisende Blick des Dragoners machte ihn plötzlich erröthen.

„Auf mein Wort, ich habe Frida gern; ich bin sonst ein leichtsinniger Mensch gewesen hier und da, ich weiß das am allerbesten, aber diese Neigung ist eine echte und wenn die Verhältnisse nicht so sind — das ist nicht unsere Schuld!"

Die Wolke auf der Stirn des Dragoners verdichtete sich mehr und mehr, trotz dieser anscheinend so befriedigenden Erklärung.

„Wenn Sie wußten, daß die Verhältnisse nicht so sind, dann thaten Sie ein großes Unrecht, sich einem Mädchen aus gutem Hause so weit zu nahen,“ versetzte er drohend. „Man geht nicht mit einer jungen Dame, der Schwester eines Kameraden, heimlich im Mondenschein spazieren, man duzt sich nicht, setzt dieselbe nicht einem Erkanntwerden aus . . . es sei denn, man sei mit ihr verlobt.“

„Aber liebster, bester Steinfurt, — ich habe allerdings unrecht gehandelt, weil ich mich nicht erklärte, vor Allem an Ihnen, an dem Kameraden, aber gehen Sie doch mit mir nicht strenger in's Gericht als nöthig ist. Wie gesagt — wären die Verhältnisse anders, hätte ich das Meinige besser zu Rathe gehalten, oder hätte Frida Vermögen . . . Aber apropos,“ hier bog er gewandt um die Ecke, „diese sprach zu mir von einer Erbtante, einer alten, reichen Dame, die aus Indien angekommen ist, — dasselbe that übrigens auch Ihr Bruder, der Assessor; der erzählt das aller Welt und hat das Korps seiner Gläubiger dadurch in die freudigste Erregung versetzt . . .“

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ unterbrach ihn hier der Dragoner mit finster gerunzelter Stirn, „ich könnte darauf bestehen, daß ihr Beide euch heirathet, aber das wäre das größte Unglück, was ich mir denken

könnte! — Ich wollte mir deßhalb nur erlauben, ich drohe nicht gern — aber begegnen Sie meiner Schwester noch einmal anders als mit der größten Förmlichkeit und Hochachtung — bei Gott, dann schieße ich Sie todt! — Sie wissen, ich bin meiner Hand sicher!"

„Aber liebster, bester Steinfurt — so fassen Sie die Sache doch nicht so tragisch auf . . ."

„Tragisch!" versetzte Egon, erglühend in heiligem Zorn. „Wären Sie nicht ein so leichtsinniger Mensch, Sie würden diesen Ausdruck nicht gebraucht haben in diesem Augenblick! — Unter hundertmal endet aller Leichtsinn neunundneunzigmal tragisch!"

„Ich bitte inständig um Verzeihung."

„Ich verlange Ihr Wort, Herr von Rothkirch!"

„Mein Ehrenwort! — Hier haben Sie meine Hand, erhalten Sie mir nur Ihre Freundschaft auch fernerhin."

„Das kann ich nicht," versetzte der Dragoner kurz und zornig, machte eine hastige Bewegung mit dem Kopf und ging sporenklirrend mit zusammengezogenen Brauen hinaus.

Ein helles Lächeln verklärte des Zurückbleibenden Stirn.

„Teufel! — das war ein fataler Reinfall — so billig glaubte ich nicht davon zu kommen."

Er trat dann an's Fenster, betrachtete eine Weile nachdenklich seine langen, rosafarbenen Nägel und ging zuletzt nach einem Blick in den Spiegel wieder hinüber zu den anderen Kameraden, welche glaubten, er wäre für etliche Minuten drüben in der Konditorei gewesen, in Folge jenes Billetdoux.

Fünfzehntes Kapitel.

Nachdem die beiden Freundinnen also dafür gesorgt hatten, möglichst sicher und angenehm leben zu können, wurde beschlossen, wie man weiter verfahren wollte, um die Verwandten und deren gute und böse Eigenschaften möglichst genau kennen zu lernen. Sie hatten es klüglich durchgesetzt, sich im Hause des Präsidenten eine Art von Burgfried zu schaffen, in welches sie sich immer wieder zurückziehen konnten; allerdings waren es keine starken Mauern, welche sie schützten, sondern lediglich die Furcht, der Tante Ungnade zu verdienen, wenn man seine Neugierde nicht zügelte.

Das war außerordentlich hart, denn vor Allem Karola und Egbert, aber auch der Präsident und nicht minder der Kommerzienrath brannten vor Begierde zu wissen, was die alte Dame eigentlich besaß und wo und wie sie ihr Vermögen angelegt hatte. Sie war ja in dem Alter, wo den Menschen leicht

etwas ansicht, und außerdem, wenn Jemand das Klima wechselt und so dem Branntwein zuspricht — ein Schlagfluß konnte unversehens dem Dasein der alten, lästigen Person ein Ende machen — und was dann?

Man hielt es für mißlich und nicht rathsam, der Tante direkt auf ihr Vermögen bezügliche Fragen vorzulegen, man gedachte aber die junge Dame, ihre Begleiterin, auf irgend eine Weise zum Sprechen zu bringen; es war möglich, daß diese ihnen zum wenigsten einige Fingerzeige geben konnte. Vielleicht war sie auch ganz eingeweiht. Man wollte durchfühlen lassen, daß man verstehen würde, sich sehr dankbar zu erweisen für einen Wink.

Die Ausführung dieser Absichten wurde ihnen überraschend dadurch erleichtert, daß die Tante nach einigen Tagen fast absoluter Unsichtbarkeit — nur zufällig, wenn der Diener das Essen hereintrug, hatte Frida durch mehrere Portièren hindurch ganz im Hintergrunde die dicke Musselinmasse gesehen — das Bedürfniß fühlte, Menschen zu sehen. Sie ließ fragen, ob sie nicht störte, und kam nach dem Abendbrod, auf ihre Begleiterin gestützt und von John begleitet, hereingeschlurft in den Salon, in derselben unsinnigen Tracht wie neulich.

Sie nickte den Verwandten zu, scheuchte ihr Herandrängen zurück und nahm schwerfällig in einem Divan Platz — dort saß sie, verbreitete einen prononcirten Alkoholgeruch, trank etliche Gläser half and half im Laufe der Zeit, welche ihr der getreue John herzutrug, schnupfte Tabak und saß, zumeist still zuhörend und nur die großen, glänzenden Augen bewegend, im Halblicht da.

Der Assessor erfand sogleich einen Spitznamen für sie, der ihn selbst und Frida sehr ergötzte, — er nannte sie den Uhu, und in der That, mit einem solchen hatte sie eine entfernte Aehnlichkeit.

Bisweilen mischte sich die Tante wohl in das Gespräch und zwar dann zumeist in gar urwüchsiger Weise.

„Wo ist mein Cousin Leopold und seine Tochter?" fragte sie gleich den ersten Abend und anscheinend etwas ungehalten über die Vernachlässigung. Der Präsident erwiederte, es wäre zu spät gewesen, sie noch rufen zu lassen.

„O!... zu spät? — Das bedaure ich!... Zu spät, das ist ein schlimmes Wort!" versetzte sie vorwurfsvoll und mit dem Kopfe wackelnd; „hatte mich sehr gefreut, sie zu sehen."

„Das nächste Mal soll es ganz bestimmt ge-

schehen," versetzte der Präsident beinahe sanft. — Seine Kinder ärgerten sich ganz gewaltig im Stillen darüber, daß er sich so bücken mußte vor der Tante, hüteten sich aber wohl, etwas merken zu lassen, denn ein Jeder machte im Stillen sein Plänchen auf sie.

„Ich weiß," fuhr die Tante in ihrem Kauderwälsch fort, „ihr Beide lebt nicht gut miteinander, das ist übel, sehr übel; aber so lange ich hier bin, will ich von euren Streitigkeiten nichts hören und nichts sehen."

Ihre Worte klangen befehlend, wie eine Rüge. So etwas war dem stolzen Präsidenten sehr ungewohnt, aber er versicherte lebhaft noch einmal, das nächste Mal würde sein Bruder benachrichtigt werden. Wenn sie es wünsche, wolle er gleich noch zu Jenem schicken.

„Nein, — nichts da, anderes Mal," versetzte die Alte und rief dann den Assessor zu sich heran.

„Nun, Du langer sluggard,*) hast Du Dich entschlossen, ob Du willst gehn nach India?" fragte sie diesen und sah ihm groß in die unstäten Augen.

„Ja, theure Tante," versetzte der Assessor erröthend, denn der Ausdruck sluggard klang ihm doch

---

*) Faulenzer.

ein wenig gar zu kordial, auch liebte er es gar nicht, daß man über ihn lachte, er hielt sehr auf Formen, wie sein Vater, das heißt gegen seine Person. Er warf deßhalb auch, ehe er fortfuhr, der kichernden Frida einen bitterbösen Blick hinüber.

„Nun . . . und?“

„Ich habe schon einmal umsatteln müssen, ich möchte es nicht gern zum zweiten Male thun, wenigstens nicht ohne eine ganz bestimmte Aussicht.“

Hier glitt ein beinahe unmerkliches Lächeln über Mariens hübsches, offenes Gesicht. Der Assessor sah es und legte es sich zu seinem Vortheil aus. Der junge Mann hatte eine sehr große Meinung von sich selbst.

„Well! Ich gebe Dir recommendation an meine Freunde, wuas brauchst Du weiter?“

„Liebe Tante, ich habe hier eine feste Lebensstellung und ein festes Gehalt.“

„Was kriegst Du?“

„Sechshundert Thaler.“

„Wuiviel sein das in pounds?“

„Neunzig Pfund Sterling.“

„Für die Monat?“

„Nein, für das ganze Jahr,“ versetzte der Gefragte, sich jetzt plötzlich dieser kleinen Summe schämend.

„Well! sollst Du verdienen dort statt neunzig neunhundert pounds im Jahr.“

Der Assessor saß ein wenig wie auf Kohlen. Wäre er jetzt allein gewesen, er hätte schon gewußt, was er gethan hätte, der Moment war günstig vielleicht zu einer Anleihe, denn die Tante schien sich lebhaft für ihn zu interessiren. Eine feine Röthe stieg in seine schmalen, sonst so blassen und kraftlosen Wangen, seine Augen bekamen einigen Glanz, selbst seine Hände machten eine nervöse, zusammenziehende Bewegung, aber nach Indien zu gehen, daran dachte er nicht im entferntesten, hier amüsirte er sich jedenfalls besser als in dem tödtlichen Affenklima.

„Du bist sehr gütig und mein Dank ist unbegrenzt, aber bitte, lasse mir noch etwas Zeit zu überlegen,“ versetzte er ausweichend und wollte den Handschuh der alten Frau an seine Lippen ziehen. Sie aber scheuchte ihn mit einem Blicke zurück.

„Mit das lange Wuarten und Ueberlegen, da fliegen Einem die gebratenen Tauben am Munde vorbei,“ versetzte sie in ihrer kurzen, oft sarkastischen Weise.

Der Dragoner war nicht da, deßhalb kamen jetzt die Mädchen an die Reihe, — das ernste, verhärmte, unangenehme Gesicht ihrer ältesten Cousine flößte

Elisabeth bei allem Widerwillen einigen Respekt ein, dagegen war ihr die alberne und egoistische Frida im höchsten Maße unsympathisch.

„Warum hast Du noch keinen Bräutigam?" fragte sie dieselbe urplötzlich.

Das Mädchen lachte laut und unschön auf.

„Weil ich ein armes Mädchen bin, Tante," antwortete sie, ohne sich zu besinnen, und sprang auf diese zu.

„Frida!" rief der Vater warnend.

Aber die Tante wußte sich schon selbst zu helfen gegen naive Zudringlichkeiten: das geschwungene Taschentuch und die Dose setzten dem Ueberfalle eine Schranke entgegen.

„Bei uns in India heirathen die Mädchen auch ohne Geld, aber Du scheinst mir noch ein wenig grün zu sein," versetzte sie grob. „Was thust Du den ganzen Tag? — Kannst Du kochen, ein Kleid machen, Wäsche flicken?"

„Liebes Tantchen, das habe ich nicht nöthig und das schickt sich auch nicht für ein junges Mädchen, deren Vater Präsident ist," versetzte Frida verletzt und beinahe ungezogen.

Von allen Seiten regnete es verweisende Blicke auf sie herab.

„So, so!“ entgegnete die Tante, „schickt sich nicht! hm! — Nun, mein Kind, wenn ich hätte gedacht in meine jungen Jahre wie Du, ich hätte müssen verhungern, oder wuäre geworden das Opfer eines Bösewichts. Die Männer sind gar lasterhaft, frage nur Deinen Bruder . . . Arbeiten ist keine Schande und wer kein Geld hat und nichts kann, der ist doppelt arm und muß zittern vor der Zukunft.

„Du hast nicht recht gethan, Cousin,“ — hier wandte sie sich an den Vater, — „Deine Tochter zu erziehen in diese prejudice. — Wuarum habt ihr euch lassen machen adelig?“ fügte sie unversehens hinzu und richtete ihr großes, dunkles Auge beinahe spöttisch auf den sehr unangenehm überraschten Cousin. — Seine Würde und die der ganzen Familie litt unter solchen Unmanieren. Man sah wohl, die Tante kam aus Indien.

„Liebe Cousine, es waren verschiedene Gründe hiezu vorhanden,“ versetzte er trotzdem artig, „Gründe höherer Art, welche zum Theil in meiner Stellung, zum Theil in den hiesigen Sitten und Gebräuchen liegen, die Dir fremd geworden sein dürften. Vor Allem dachte ich dabei an meine Söhne und deren Fortkommen.“

„Nun, — mein Sir, ich war zwar ein armes,

verlassenes Mensch, als ich wuar in Deutschland und nach meines Vaters Tode, aber ich habe mich nicht schlechter gedünkt, als mit so eine Verzierung vor mein ehrlicher Namen ... darfst mich übrigens deßhalb nicht über die Schulter ansehen, denn mein seliger Mann, der Kapitän Macduff, ist aus einem uralt adliges Geschlecht, — sein Name ist kein Pappenstiel! — Na, nichts vor ungut, jedem Narren seine Kappe!"

Hier setzte Marie leise ihren Fuß auf den der Freundin, sie also bittend, sich zu mäßigen.

„Ist ein drolliges Land, mein alt Vaterland ... Wo ist der Offizier?"

Es wurde ihr gesagt, der sei nicht zu Hause. Dann verlangte sie plötzlich Karten und begann Allen die Karten zu legen. Jedem sagte sie dabei etwas Unangenehmes: Karola versicherte sie, in der Abendstunde würde sie über ein Kurzes einen großen Schrecken bekommen, dem Präsidenten, es stände ihm eine Enttäuschung bevor, Frida, sie würde als alte Jungfer sterben, und Egbert, es würde sich Jemand bitter an ihm rächen. Marie theilte sie mit, sie segelte unter falscher Flagge; erhob sich dann plötzlich, ließ ein leises, dumpfes, zufriedenes Brummen hören, nahm noch eine Prise und nickte ihnen Allen zu.

„John!“ rief sie. Der Diener kam hereinmarschirt mit lauten, harten Schritten.

„Gute Nacht,“ sprach sie freundlich, als wäre gar nichts vorgefallen, nahm Mariens Arm und watschelte hinaus.

Als Marie unmittelbar darauf wieder zurückkehrte, sah sie Entrüstung und Erregung auf allen Gesichtern, doch glätteten sich dieselben schnell bei ihrem Erscheinen, die höfliche, lächelnde Maske wurde vorgenommen.

Man glaubte zuerst, Marie habe ein Anliegen; wie angenehm überrascht war man aber dann, als Jene um die Erlaubniß bat, noch ein wenig gemüthlich mit der Familie plaudern zu dürfen! Man bot ihr Platz und fragte, ob sie irgend welche Erfrischung beliebte. Sie dankte und erklärte freimüthig, sie fühle bisweilen das dringende Bedürfniß, unter anderen Menschen zu sein, der fortgesetzte Verkehr mit einer älteren Dame wäre nicht wenig angreifend auf die Dauer.

Karola hatte ihre Handarbeit wieder vorgenommen, ihre schmalen Hände waren immer beschäftigt, während die Anderen müßig saßen.

„Ich hoffe, die gute Tante hat das etwas kindische Betragen meiner jüngsten Tochter vorhin nicht

übel genommen," hub der Präsident mit dem Wunsche an, jenen schlechten Eindruck zu verwischen.

Frida machte ein sehr pikirtes Gesicht und maulte.

„O, ganz und gar nicht," versetzte Marie lebhaft. „Mrs. Macduff ist eine viel zu vernünftige und herzensgute Frau, um so leicht verletzt zu sein. Ich glaube, eher noch hat Ihre Frau Tante Ursache, sich bei Ihnen zu entschuldigen. Sie hat bisweilen ihre kleinen tyrannischen Launen, die Einsamkeit und das Klima haben sie schrullenhaft gemacht, außerdem ist sie noch befangen in den Vorstellungen ihrer eigenen Jugend."

„Sie leben schon lange bei der Tante?" fragte Karola, kaum von ihrer Nähterei aufblickend, mit leiser, schmeichelnder Stimme.

Marie erröthete unwillkürlich, log dann aber tapfer:

„Ja, etliche Jahre schon."

„Dann waren Sie also auch mit ihr in Indien?" fragte Frida hastig.

„Welche Frage!" verspottete sie der Assessor, der genial nachlässig in einem großen Sessel lehnte, dessen hohes Rückenpolster seinem verlebten Gesicht als Folie diente. Offenbar machte der eitle Herr einen schwachen Versuch, den Eindruck, den er auf die hübsche Ge=

sellschafterin vorhin gemacht zu haben glaubte, noch zu vertiefen.

„Allerdings,“ versetzte Jene mit einem hübschen Lächeln, „und ich danke Gott, daß ich das heiße, freudlose Land verlassen durfte.“

„Freudlos? — Dann finde ich es von der Tante nicht gerade allzu freundlich, mich dorthin schicken zu wollen,“ sprach der Assessor geziert.

„Sie beurtheilen sie falsch. Ich möchte Ihnen denselben Rath ertheilen wie Ihre Frau Tante, mein Herr: man geht allerdings nicht nach Indien, um sich zu amüsiren, sondern um Schätze zu sammeln.“

„Dann nimmst Du mich mit!“ rief Frida in ihrer vorschnellen Weise.

Marie, welche in der Absicht hereingekommen war, den üblen Eindruck, welchen ihre Freundin hinterlassen haben mußte, ein wenig abzuschwächen, begann nun von der Tante zu sprechen und beobachtete dabei mit großer Aufmerksamkeit die Gesichter ihrer Umgebung. Sie lobte die alte Dame, sie wäre im Grunde eine so einfache und anspruchslose Frau — hier zog der Präsident unwillkürlich die blonden, schwachen Brauen in die Höhe — so wohlthätig und herzensgut; sie sähe nichts lieber als glückliche Menschen um sich. Der Präsident hatte

sich neben Frida gesetzt, ein finsterer, vielsagender Blick bestimmte dieselbe, ihre Zunge zu zügeln, aber sie maulte deßhalb nur um so mehr. Der Assessor schmachtete und kokettirte mit seinen Händen, Karola hatte die Nähterei in ihren Schooß sinken lassen, um kein Wort von dem zu verlieren, was Marie erzählte, von dem heißen Indien, von ihrem Leben dort und von dem seligen Kapitän Macduff.

Und ist sie wirklich so reich? — diese Frage schwebte auf jeder Lippe, aber Niemand wagte es, sie auszusprechen.

Dann begann der Präsident seine Eltern umständlich zu entschuldigen, daß sie damals so gut wie gar nichts für die hülflose Waise hätten thun können; sie wären selbst mittellos gewesen und im Besitz einer zahlreichen Familie. Er und Karola sprachen dann ihr Bedauern aus, mit so warmen Worten und ehrlichen Mienen, als hätte gar keine Elisabeth Steinfurt existirt, die jetzt durch ihre Schuld vielleicht gestorben und verdorben war. So lief die Unterhaltung weiter, wie klares Wasser, das den Berg hinunterläuft, bis Marie wieder bei den guten Eigenschaften der Tante angelangt war und sie überschwenglich lobte.

„Sie kann es nicht leiden, wenn man sie be-

obachtet," sprach die Schlaue, „sie hat ein ewiges Mißtrauen gegen sich, denn ihre Schwächen sind ihr wohl bekannt, sie ist darin wie ein gut geartetes Kind. Bei ihrem kolossalen Vermögen ist sie ohne jede Prätension."

Wie hier die Augen leuchteten!

„Vor Allem weiß sie treue Anhänglichkeit und Rücksicht zu belohnen."

„Und ist sie wirklich . . ."

„Frida!"

„Sie fragen, ob die Tante wirklich so vermögend ist," versetzte Marie mit freundlichem Entgegenkommen, „nun, sie mag immerhin und zum wenigsten nach deutschem Gelde vier oder fünf Millionen besitzen . . ."

„Fünf Millionen?" riefen alle drei Geschwister unisono, denn selbst der Assessor vergaß das Schmachten und fuhr empor aus seiner lässigen Haltung.

„Ja, — fünf Millionen sind es wohl zum mindesten, vielleicht noch mehr."

„Mark?" fragte der Präsident.

„Nein, Thaler!"

„Thaler!!"

Das war eine Summe zum Schwindligwerden, verblüffend! — Du lieber Gott, wie leicht konnte

die Tante da all' ihrer Noth ein Ende machen! Der Präsident und Karola erblaßten bei dem Gedanken, Frida wurde roth, denn bei ihr mischte sich sogleich die Vorstellung mit ein von einer endlosen Kette von Bällen und Eroberungen und wie sie die Anderen von oben herab ansehen wollte, wenn sie erst eine reiche Erbin wäre. Der Assessor wurde sehr nachdenklich plötzlich, preßte die ausgespreizten Finger gegeneinander und lehnte sich langsam wieder zurück.

Mittlerweile fuhr Marie, anscheinend ohne diese Erregung der Gemüther zu bemerken, fort:

„Ein großer Theil des Vermögens steckt noch in Grund und Boden und in Unternehmungen, das Meiste aber ist in England sicher angelegt. Dort, sagt man, sei auch das Testament deponirt."

Man vernahm die Athemzüge der Einzelnen.

„Wir sind Ihnen sehr verbunden für Ihre freundlichen Mittheilungen, mein Fräulein," unterbrach die Stille zuerst der Präsident. „Wir waren bisher ohne jede speziellere Kunde über das Vermögen meiner theuren Cousine. Der Himmel möge sie noch lange gesund und im Genusse ihres Besitzes erhalten, — aber immerhin, wir sind die natürlichen Erben, und . . ."

„Ich verstehe vollkommen; dieser Wunsch, etwas

Genaueres zu wissen, ist ebenso natürlich als gerecht. Ich weiß zwar nur wenig, das, was ich gelegentlich von der Tante hörte oder durch ihre Gespräche mit ihren Anwälten dort und in London vernahm ..."

„Und darf ich mir die Frage erlauben, geehrtes Fräulein, wer diese Anwälte sind?" Marie zögerte eine Sekunde, dann versetzte sie mit einer entschuldigenden Geste:

„Das Ihnen zu sagen, dazu möchte ich doch wohl erst die Erlaubniß Ihrer Frau Tante einholen, denn diese ist sehr mißtrauisch."

„Nein, — ich bitte dringend, thun Sie das nicht; es könnte mir falsch ausgelegt werden," fiel ihr der Präsident nicht wenig erschrocken in's Wort. „Auf der andern Seite ... Sie werden mir das nachfühlen, mein Fräulein, nicht niedere Gewinnsucht oder Neugierde sind die Triebfedern ... aber wenn man Kinder hat ... man möchte doch wissen, woran man ist."

„Ganz natürlich!"

„Außerdem, — unser Dank gegen Sie würde ein warmer, ein unbegrenzter sein."

Hier schaute Marie ihm so unbefangen in's Gesicht, daß er stockte. Man verstand ihn nicht, —

diese Unschuld mahnte zur Vorsicht. Man durfte nicht zu weit gehen mit einem Male.

Das Gespräch nahm bald wieder eine andere Wendung.

„Und sind nicht noch mehr Verwandte der Mrs. Macduff am Leben?“ fragte Marie im Laufe desselben.

Peinliche Verlegenheit malte sich auf allen Gesichtern.

„Noch ein Neffe zweiten Grades, ein Doktor Arnstein,“ versetzte der Präsident etwas obenhin. — „Wir stehen aber in so gut wie gar keinem Verkehr mit demselben, da der Herr ein sogenannter Freidenker ist . . . ein Demokrat.“

„Und wo hält derselbe sich auf?“

„Er ist hier praktischer Arzt.“

„Hier im Orte? — Aber mein Gott, warum hat er sich denn dann noch gar nicht blicken lassen? — Ich finde das nicht höflich, es wird Mrs. Macduff sehr wunder nehmen.“

Der Präsident bewegte verlegen die schmalen Schultern; aber seiner Nichte erwähnte er trotzdem mit keiner Sylbe.

„Nun, der Herr wird seiner Schelte nicht entgehen. Uebrigens habe ich heute die Freude gehabt,

einer ehemaligen Pensionsfreundin zu begegnen, welche mich hoffentlich ab und zu besuchen wird."

Ein „So?" mit mehr oder weniger gut geheucheltem Interesse, dann kam man wieder auf die Tante und deren fabelhafte Schätze zurück, die Köpfe waren wie berauscht von den fünf Millionen.

Mit einem harmlosen Lächeln erzählte dann Marie von der kindischen Todesfurcht der Tante, und daß sie irgend etwas hinterlassen hätte, sie glaube ebenfalls in London, daß wenn sie einmal eines unnatürlichen Todes stürbe, ihr ganzes Vermögen an die Armen fallen sollte.

Wie die Gesichter sich entfärbten; welche Unruhe plötzlich, Schreck und Enttäuschung in Aller Mienen.

„Nun, — der Fall ist hoffentlich ausgeschlossen; diese kindische Furcht wird sich legen, sie ist wohl nur eine Ausgeburt der tropischen Hitze und des vielen Alleinseins."

„Aber das ist ja fürchterlich!" gab Karola ihren Gefühlen Worte.

„Nennen Sie es lieber eine Kinderei, liebes Fräulein, bedenken Sie, daß Ihre Frau Tante in den Siebenzigen steht, und daß alte Leute eben wieder zu Kindern werden."

„Diese Vorsicht ist allerdings eine etwas übertriebene,“ sprach der Präsident mit Indignation, dann sah er plötzlich auf, soeben trat der Dragoner herein. Die vorschnelle Frida benützte diese Gelegenheit, um emporzuspringen und ihrem Bruder entgegen zu laufen mit dem Rufe:

„Egon, — die Tante hat fünf Millionen Thaler!“

Sie vergaß dabei ganz, daß sie sich vorgenommen hatte, mit demselben böse zu sein, aber bei der Beleuchtung von fünf Millionen verblaßten natürlich alle anderen Gefühle.

Marie erhob sich und nahm Abschied, wohl zufrieden mit ihrem Tagewerk. — Eine Stunde später fuhren beide Freundinnen im Mondenschein spazieren und nahmen nachher im Hotel ein reizendes kleines Mahl zu sich.

In der Familie des Präsidenten waren alle Gemüther noch in der höchsten Erregung. — Fünf Millionen Thaler! Das war mehr, als sie je geahnt hatten. — O! . . . die Tante mußte Ihnen helfen, auf irgend eine Weise mußte es gelingen, sie dazu zu bewegen.

Man hielt einen langen Familienrath hernach und trennte sich erst spät und ohne zu ahnen natürlich, daß zwei reizende junge Damen im Hotel Bellevue

soupirten und daß die Tante und ihre Begleiterin außerhalb schliefen.

Drin im wohlverhangenen Zimmer lag ein Haufen von Musselin auf dem Ruhebette, ohne sich zu regen, John und die Hindus aber ruhten auf ihren Betten und auf niedrigen Polstern und schliefen.

Sechzehntes Kapitel.

Fünf Millionen! — das war das große Thema zu einem sehr langen und wichtigen Gespräch, welches den Präsidenten und seine Tochter bis lange nach Mitternacht noch wach hielt. Wie ungleich sind doch die Gaben auf dieser Erde vertheilt, und wie ungerecht!

Die alte Frau besaß Summen, daß Einem schwindlig wurde bei dem bloßen Gedanken, bei dem Ausdenken derselben, und Andere mußten jeden Pfennig zu Rathe halten, kämpften einen erbitterten Kampf um's Dasein, um die äußere Würde zu retten, und sanken trotzdem täglich tiefer in den Sumpf!

Der Präsident war abgehärteter durch das langjährige Ringen, ihn blendete mehr die Summe, von der möglicherweise einmal, vielleicht morgen schon, die Hälfte sein eigen sein konnte, Karola hingegen fühlte eine unendliche Bitterkeit im Herzen. — Warum mußten *sie* gerade so arm sein, warum mußte ihr

Vater so namenlos leiden?!... Mit welchem Recht konnte ein Gott die Gaben so planlos vertheilen, und war es nicht ein schweres Unrecht von der Tante, so viel Geld für sich allein zu behalten, war es nicht eine Pflicht, eine pure Menschenpflicht, ihnen davon abzugeben!?

Endlich legte sie sich zu Bette. — Nun, wenigstens für die nächsten Wochen hatte der Präsident Ruhe vor seinen Gläubigern, er hatte ihnen die Mäuler gestopft; was nachher kam — je nun, da mußte sich Rath finden. So etwas stumpft ab zuletzt, durch die Gewohnheit, schon gar zu oft hatte er vor dem Zusammenbruch gestanden und es hatte sich immer bisher eine Rettung gefunden. Solche Schuldenmacher werden Fatalisten.

Er entschlummerte mit dem Gedanken an die fünf Millionen, sie verwoben sich in seine Träume: er sah Tonnen Goldes, das gelbe Metall quoll heraus und rollte ihm vor die Füße, und daneben stand die Cousine in ihrer lächerlichen Tracht und wackelte mit dem dicken Kopfe und rollte mit den Augen und nickte ihm auffordernd zu: „Nimm doch, nimm doch!“

Er griff hinein mit beiden Händen, aber die Goldstücke verwandelten sich alsbald in Silber und Kupfer, in ganz kleine Scheidemünze, und seine

Gläubiger standen daneben und lachten über ihn und seinen Zorn.

Mit finster zusammengezogenen Augenbrauen lag Karola mittlerweile wach und sann und grübelte mit Hartnäckigkeit, ja mit einer förmlichen Verbissenheit zuletzt. — Es war ein fester Entschluß, der in ihr reifte, die Tante mußte ihnen helfen. Sie durfte nicht so unbeschreiblich reich sein, während ihre nächsten Verwandten, ihr armer Vater mit dem Aeußersten rang, mit der Noth und mit der Schande. Wie schon gesagt, die Liebe zu ihrem Vater war das einzig versöhnende Element in dieser herben, harten Mädchenseele, aber der Kreis ihrer Liebe war ein enger, darüber hinaus reichte nicht einmal ihr Mitgefühl und so vergaß sie ganz, während sie selbst den Himmel anklagte, daß es auf Erden ein Wesen gab, welches man grausam, ohne auch nur eine Hand für es zu rühren, ein Kind noch, hinausgestoßen hatte in dieses trügerische Leben. — Wo war sie jetzt, ihre Cousine Elisabeth — ihre Blutsverwandte? — Nicht einmal der Gedanke an sie, geschweige denn ein Vorwurf unterbrach den Gedankengang Karola's, den sie mit einer fatalen Hartnäckigkeit verfolgte. Eine gute Eingebung kam ihr nicht, trotz allen Grübelns, etwas, was Aussicht auf Erfolg versprochen hätte, denn den Gedanken,

der Tante zu schreiben, einen Fußfall vor ihr zu thun und dergleichen, gab sie als hoffnungslos, ja schädlich bald wieder auf. Ein Schimmer von Hoffnung blieb ihr nur — sie wollte Mariens Vertrauen zu erwerben suchen und deren Vermittlung in Anspruch nehmen.

Wenn man von kleinem Gelde träumt, so bedeutet das bekanntlich großen Aerger. Die Freidenker mögen dagegen sagen, was sie wollen, die Sache hat seine Richtigkeit und bewährte sich am andern Morgen auch bei dem Präsidenten.

In der Frühe schon ließ sich ein Herr bei ihm anmelden, mit einer Geschäftsmiene, der halb frech, halb verlegen hier auftrat in den hohen, weiten Räumen.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte der Präsident bolzgerade und mit seinem gewöhnlichen Vonobenherab.

„Mein Name ist Schütz, Rechtskonsulent Schütz,“ versetzte Jener.

Der Präsident verfärbte sich leicht, — natürlich wieder eine Geldsache.

„Ueber das Vermögen des Kalkulators Schmelzer wurde gestern der Konkurs angemeldet; — ich bin der Verwalter der Masse.“

Der stolze Nacken ward plötzlich krumm, das Auge glanzlos, — fast gebrochen stand er da, der stolze Präsident, und lehnte sich an die Ecke der Fensternische, denn er bedurfte einer Stütze. — Er hatte in großer Noth Geld geliehen von einem Untergebenen, einem Subalternen. Nun machte Der Bankerott . . . o, hinterlistiges Spiel der Hölle! — Anstatt ihn zu mahnen, erklärte er sich für zahlungsunfähig, und seine Wechsel und Verschreibungen — er hatte seit Jahren nicht einmal die Zinsen bezahlt — kamen nun nicht nur in die Hände dritter Personen, nein, er mußte auch zahlen, unverzüglich die Masse befriedigen, sonst war er um Amt und Ehre!

Er taumelte unter diesem Schlage, — der Konsulent sah es, wie er schwach wurde und erschrak.

Aber in dem alten Herrn steckte eine stahlharte Zähigkeit — die Abhärtung, die Gewohnheit, wie gesagt, — er erholte sich schnell, er reckte sich und gewann wieder Würde und Sicherheit.

„Ich bedaure den Sachverhalt, — Kalkulator Schmelzer war mir mehr wie ein bloßer Untergebener, er war mein Freund," sprach er. „Gibt es denn gar kein Mittel, das Letzte von ihm abzuwenden, mein Herr?"

Der Konsulent zuckte mit den Achseln.

„Sein ältester Sohn hat es gar zu arg getrieben, und die verheirathete Tochter nicht minder," versetzte er.

„Das geht mir nahe — sehr nahe!"

„Glaube ich wohl," murmelte der Andere in den Bart.

„Ich werde selbst hernach meinen alten Freund besuchen, selbst hören. — Um wie viel meinen Sie, daß es sich handelt in diesem Falle?"

„Je nun, im Grunde nur um einige hundert Thaler, wenn Alles bezahlt wird, er verlor wohl mehr den Kopf, oder will sich sicherstellen gegen die Kinder."

„Und haben Sie meine Schuldscheine bei sich?" fuhr der Präsident nach einigem Ueberlegen fort, eine Idee, welche er soeben hatte, wieder fallen lassend.

„Sie liegen in meinem Sekretär — es sind zweitausendvierhundert Thaler nebst etwas über hundert Thaler Zinsen, — hier habe ich eine kleine Notiz darüber."

Es fand dann noch ein längeres, intimeres Gespräch zwischen Beiden statt, der Präsident drückte dem Rechtsmanne zuletzt einige Goldstücke in die Hand — den Lohn für eine Frist von etlichen Tagen, dann entfernte sich Jener.

Stöhnend sank der Präsident auf einen Stuhl und schlug die Hände über die Augen.

„Großer Gott! — warum verfolgst du mich so! ..."

Eine furchtbare Bitterkeit trat in seine Seele, — einen Moment kam ihm die Idee, den Kampf mit dem Dasein aufzugeben und Gott die Verantwortung für die Folgen zuzuschieben. Dann aber ermannte er sich, nahm seinen Hut und ging in's Freie. Er wollte allein sein, er mußte nachsinnen, wie ihm zu helfen sei — etwas mußte geschehen.

Unten an der Thüre stand John, in einer rothen Livrée heute, und nahm soeben das schöne Bouquet in Empfang, welches ein Diener des Kommerzienrathes allmorgendlich hier abzugeben pflegte.

Ein Runzeln der hohen Stirn, ein Stich im Herzen und er schritt weiter und grüßte herablassend die Menschen, welche vor ihm den Hut zogen. Er verlor sich dann in die einsamsten Wege des Schloßgartens. Er bemerkte natürlicherweise die beiden jungen Damen nicht, welche an ihm vorüberfuhren und sich gegenseitig anstießen, als sie ihn erblickten und ihm nachsahen ...

Sie stiegen vor einem Handschuhgeschäft unfern des Zwingers aus und gingen dann zu Fuß nach

Haus. Diese nahmen nun ihrerseits nicht wahr, wie ein Herr, welcher sich mit ihnen in dem Laden befunden hatte, in die Thüre des Geschäfts trat und sie mit seinen Augen eine Weile verfolgte; es war das ein großer Mann von etwa dreißig bis dreiunddreißig Jahren, mit einer hohen Stirn und einem ernsten, offenen Gesicht, anscheinend keiner von den Männern, die allen hübschen Frauen nachsehen.

In der Nähe des Hauses begegneten sie Karola und dem Diener, der einen Korb trug; sie begab sich auf den Markt. — Man begrüßte sich flüchtig, Marie nahm aber die Gelegenheit wahr, das gnädige Fräulein mit ihrer Pensionsfreundin Fräulein Wild bekannt zu machen, dieselbe, von welcher sie ihr schon gesprochen hatte.

Eine Viertelstunde später — Marie saß an einem der Fenster, die nach dem Hofe hinausführten — sah sie den Lieutenant auf den Stall zuschreiten. Dort lungerte John herum, sein Priemchen in der linken Backe, die Hände auf dem Rücken, und sah dem Diener zu, welcher ein Pferd, welches die Decke halb verbarg, langsam auf und ab führte. Wie der Dragoner seinen Herrn kommen sah, zog er die Hülle herunter und der Gaul stand nun, bloß mit Sattel und Zaumzeug bekleidet, da, ein Dunkelbrauner, mit

violetten Lichtern auf dem glatten Haar, eine Schönheit, Alles Eisen und Stahl, mit einem kleinen trockenen Kopf, großen Nüstern und großen, feurigen Augen, die er jetzt, die Ohren spitzend und den schlanken Hals biegend, seinem Herrn aufmerksam entgegenwandte.

Der kleine graubraune Affenpintscher, der dem Lieutenant ungeduldig vorantrippelte, beroch erst den Burschen, dann John und zuletzt den Dunkelbraunen, offenbar freudig erregt, eine Art von Willkommen, reckte dann die Hinterläufe weit hinaus, so daß der aufgekratzte Sand davonflog, und lief aufgeregt seinem Herrn entgegen, in Einem fort dabei mit dem Schwanzstümpfchen wedelnd, das man ihm gelassen hatte.

Der Bursche trat an den Kopf des Pferdes und nahm die Hacken zusammen, John zog den Hut, der Lieutenant faßte an die Mütze und nickte dem Schotten zu, dann umging er das Pferd, that einige Fragen und schwang sich in den Sattel. Während er sich in demselben zurecht setzte und mit der linken Hand die Zügel anzog, faßte er mit der Rechten in die Brust, zog einen Brief heraus und reichte ihn dem Dragoner; dabei gab er demselben offenbar einen Befehl.

Der Affenpintscher kläffte gellend vor lauter Lust und sprang an dem Pferde empor.

Marie fühlte Elisabeth's Hand auf ihrer Schulter. Ohne sich umzuwenden, sprach sie fröhlich:

„Gelt — das ist ein schmucker Offizier, der Herr Vetter! — Ich gäbe was darum, könnte ich auch so im Sattel sitzen.“

„Hast Du es nie versucht?' fragte Jene, geschützt durch die Vorhänge, mit Interesse dort hinunter sehend.

„Einmal in meinem Leben in Wien. — O, ich hatte sehr viel Angst dabei!“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich bin auch in Baden auf einem Esel auf die Rauheneck und die Weilburg und einmal auch zu der Spinnerin am Kreuz geritten, aber ein Roß habe ich nur selten bestiegen, vierundzwanzig Lehrstunden in der Manége ausgenommen. — Du freilich, Du rittst auf Elephanten, Dromedaren und wer weiß auf was sonst noch für wilden Thieren.“

„Er sitzt gut zu Pferde,“ sprach Elisabeth, in Einem fort hinunter schauend.

„Du, — verlieb' Dich nicht in ihn, sonst kriegst Du Deinen Onkel zum Schwiegervater und die arme Helene weint sich todt.“

„Wer weiß denn, ob er mich möchte!“

„Eine so gute Partie!“ versetzte Marie, sich herumwendend. Sie sprachen noch eine Weile von dem Vetter, während derselbe längst zum Thore hinaus war, dann öffnete Marie das Fenster und rief nach John, der unten mit dem Dragoner stand, dem er das Priemen beibrachte und plauderte. John sollte mit den Indiern hinausfahren an den Strom, damit sie nicht melancholisch würden.

„Was machtest Du da unten?“ fragte Elisabeth.

„O, — ich schnackte nur ein wenig mit dem Diener vom Herrn Lieutenant,“ versetzte dieser trocken, aber mit beweglichen Aeuglein.

„Was war das für ein Brief?“ fragte Marie dazwischen und sah ihn an.

„O — ich weiß nicht — ich glaube an das Fräulein, welches die Blumen sendet.“

„So? — Und was erfuhrst Du sonst noch von dem Dragoner?“

„O! . . . Der Herr Lieutenant ist ausgeritten auf dem Dagomar, seinem Rennpferde; das andere von den beiden hat er verkauft.“

„Hat er ein gutes Geschäft gemacht?“

„No, — nicht daß ich wüßte, denn er hat nur verkauft, um Geld zu haben.“

Die Mädchen sahen sich an.

„Und sagt der Bursche, der Lieutenant hat nicht 'mal behalten das Geld, sondern hat es gegeben seiner Schwester. Er hat es selbst gesehen.“

Der trockene John war ein ziemlich aufmerksamer Beobachter nach alledem und verstand auch zu sprechen, wenn er wollte.

„Und ist der Dagomar ein gutes Pferd?“ fragte Elisabeth, um über jenen heiklen Punkt hinwegzukommen.

„Oh yes, sehr gutes Pferd. — Er hat gewonnen damit schon viele Wetten — ein englisches Pferd,“ fügte er mit Nachdruck hinzu.

„So? — Nun das freut mich, John. Nun hole einen Wagen und schaffe Deinen Freunden eine tüchtige Bewegung.“

John verneigte sich und ging hinaus. Mit seinen Indiern und einem großen Blumenflor fuhr er an eine abgelegene Stelle des Stromes und schaute mit dem Kutscher hernach gelassen zu, wie der Parse die Blumen in den Strom warf und mit gekreuzten Händen sich bald gegen ihn, bald gegen die Sonne verneigte.

Asta stand stumm, mit ebenfalls über der Brust gekreuzten Armen neben ihrem Landsmann und schaute

ihm zu mit ihren schmachtenden, tiefen Rehaugen, aber ohne sich zu regen und an jenem Opfer theilzunehmen, denn sie war eine Buddhistin, ihr Glaube und die Gebräuche desselben waren andere. Ihre Duldsamkeit hätte aber manchen Großen beschämen können, sie spottete nicht über die Religion ihres Landsmannes, sie fühlte einen heiligen Schauer und ihre Gedanken und Gebete fanden friedlichen Raum neben jenem Opfer des Andersgläubigen. Nur die Großen verbrennen sich unter einander — des Glaubens wegen.

Siebenzehntes Kapitel.

Am Abend desselben Tages hatten die Beiden nach Menschen suchenden Freundinnen ein kleines Abenteuer zu bestehen, welches leicht für sie von unangenehmen Folgen hätte sein können. Die Luft war gar so lau und verlockend, es zog sie unwiderstehlich hinaus in's Freie. Sie machten Toilette, banden sich dichte Schleier vor und verließen das Haus, wie gewöhnlich, unbemerkt. Um diese Zeit glaubte man die Tante bereits nach so und so vielen half and half der Ruhe übergeben.

Sie nahmen einen Wagen und fuhren nach der Terrasse. Sie fanden durch Hülfe des Kellners einen kleinen freien Tisch, bestellten sich ein Abendbrod und genossen alle Eindrücke des Augenblicks. Die Terrasse liegt am Ufer des Stromes. Ein weiter, freier Platz breitet sich vor einem stylvollen Restaurant aus; zwischen Blumen, Boskets, auf Marmorfliesen sitzen

hier allabendlich Hunderte von Menschen und genießen den zauberhaften Blick und hören die herrliche Musik.

Tief von unten herauf aus dem Dunkel erglänzt der breite Strom mit seinen Lichtern, funkelt gespenstisch die Wasserfläche; dort hinten überspannen sie zwei stattliche Brücken, deren Laternen sich in langen, zitternden Streifen in derselben wiederspiegeln. Drüben liegt die Neustadt mit ihrem Glast von Gas und Tausenden von rothen und gelben Lichtern, und weiter hinaus umsäumt die Ufer die Villenvorstadt mit ihren Palästen, aus denen hie und da ein heller Lichtschein durch das Dunkel aufzuckt. Das Ganze gleicht einem phantastischen Märchen, gegen welches die Sinne sich niemals abstumpfen, und sähe man es täglich.

Die beiden Freundinnen gaben sich ganz dem Reize des Augenblicks hin. Sie verzehrten ein hübsches, fröhliches Mahl, tranken eine halbe Flasche Champagner dazu, lauschten der Musik und betrachteten ihre Umgebung. Stuhl stand hier bei Stuhl, Tisch bei Tisch, und die Köpfe bildeten eine förmliche Wand, so daß der Gesichtskreis beschränkt war, aber nach einer Richtung hin hatten sie Aussicht, denn ihr Platz befand sich unfern des Hauptweges, und zwischen

den verschiedenen Lücken hindurch konnten sie beobachten, was dort vorging.

Schon seit längerer Zeit waren sie aufmerksam geworden auf zwei Damen, welche dort saßen, sehr geputzt und ziemlich laut und etwas auffallend in ihrem Wesen.

Marie stieß Elisabeth an und deutete vorsichtig dort hinüber; sie bemerkten neben jenen Damen nämlich jetzt einen Herrn, einen Bekannten noch dazu. Unwillkürlich band Marie den grauen Schleier höher um das Kinn, denn jener Hinzugekommene war niemand Anderes als Egbert von Steinfurt, der Assessor.

„Dein ehemaliger Courmacher klebt immer noch am ewig Weiblichen," scherzte diese.

„Der ahnt nicht, wer hier sitzt!" versetzte Elisabeth mit einem kleinen Stirnrunzeln und einer Miene des Abscheus.

„Der Schreck wäre ein doppelter."

„Er scheint dort gut bekannt zu sein, die Konversation geht ziemlich lebhaft."

„Ich vermag Dir gar nicht zu sagen, wie zuwider mir dieser Herr Neffe ist und mit welcher Mühe nur die alte Tante oft das Gelüst unterdrückt, dem jungen Herrn einmal gehörig die Wahrheit zu sagen. Es

liegt so etwas Gemeines, Selbstsüchtiges in der Natur dieses Menschen."

„Ein Heuchler und ein Egoist. — Enterbe ihn! — doch ich bin undankbar, er bemüht sich, mir den Hof zu machen."

Unfern von ihnen rasselten Säbelscheiden über den Fliesen und zogen ihre Blicke dorthin. Sie sahen einige Reiteroffiziere, welche, die Cigarre im Munde, in der Zwischenpause auf und ab schlenderten und ziemlich ungenirt das Publikum, die weibliche Hälfte desselben vor Allem, musterten.

An dem Tische, an welchem der Assessor saß, blieben sie stehen und wechselten mit diesem und seinen Damen einige kurze Worte, dann kamen sie langsam herauf, gingen unweit von ihnen vorbei, entfernten sich dann und kehrten abermals zurück.

Einer von ihnen, ein hübscher, rothbackiger Husar mit einem ziemlich arroganten Gesichte, machte zuerst die Entdeckung, daß dort zwei einzelne Damen saßen. Er blieb stehen, klemmte den Kneifer fest in's Auge und machte seinen Begleiter auf sie aufmerksam; er that das mit einer Ungenirtheit und Sicherheit, die von großer Praxis und Selbstschätzung Zeugniß gab.

Die beiden Mädchen sahen kaum, daß man sie auf's Korn nahm, als Marie auch sofort ihren

Schleier noch mehr vor das Gesicht zog und diesem nach Möglichkeit einen fremden Ausdruck verlieh. Elisabeth, im Gefühle ihrer Sicherheit, richtete sich auf und ließ ihr schönes Auge dort hinüberspielen, fest und voll weiblicher Würde. — Wie wenig kannte sie aber diese Leute!

„Auf Ehre, Rothkirch — sie gibt Feuer," sprach ein magerer, kleiner Reiteroffizier mit einem komischen, grämlichen Gesicht und einer merkwürdig dünnen und durchdringenden Stimme.

„Um Gottes willen, schau' nicht hinüber," bat Marie, mehr belustigt im Grunde, als erschrocken.

„Freche Gesellschaft! ... Und so häßliche Menschen," versetzte Elisabeth, sich langsam herumwendend.

„Ganz verschleiert die Eine — das hat was zu bedeuten, lieber Stern, das muß untersucht werden," sprach der Husar mit einem zufriedenen Lächeln, faßte seinen kleinen Kameraden unter den Arm und kam mit demselben den schmalen Quergang herunter, rechts und links anstoßend an Stühle oder Schultern.

Neben den beiden Damen blieben sie einen Augenblick stehen und musterten sie ungenirt. Als diese aber mit keiner Wimper zuckten und an ihnen vorbeisahen, als wären sie Luft, schien ihnen ihre Position ein wenig unbehaglich zu werden.

„Entweder sehr häßlich, oder zu schön für uns arme Sterbliche," sprach der Reiter mit einem kümmerlichen Lächeln und zog den Husaren mit sich fort.

„Gottlob! Die wären wir los," sprach Elisabeth halb zornig, halb lächelnd, als sie außer Hörweite waren.

„Wenn noch zum wenigsten ein recht Hübscher dabei gewesen wäre, aber zwei solche Vogelscheuchen," scherzte Marie.

„Nun, der Husar war nicht übel, nur zu arrogant."

Der Kellner kam und brachte ihnen das Dessert. Sie begannen dieses zu verzehren. Ein Gerassel von Säbeln ließ sie von Neuem aufschauen, in ihrer Nähe erblickten sie abermals blaue Röcke, dieses Mal aber waren es ihrer fünf. Sie standen in dem Hauptwege, musterten sie mit einer indolenten Miene, als wären sie gute Prisen, und berathschlagten, wer sie sein könnten.

„Es gibt nur ein Mittel hier — ich kenne diese Herren, sie sind überall dieselben, — so thun, als ob man sie gar nicht bemerkt," sprach Marie, welche der Freundin zornige Miene gewahrte.

„Eine Unverschämtheit sondergleichen! Ich werde den Kellner rufen."

„Aergere Dich nicht, — laß ihnen das Vergnügen.

Ich denke, wir sitzen noch gar manchmal hier, härten wir uns ab."

Zwei andere Herren drängten sich durch den schmalen Gang, fixirten sie scharf und gingen unbeachtet weiter; das Publikum begann bereits aufmerksam zu werden, einige anzügliche Bemerkungen folgten den Abziehenden auf den Fersen.

Für eine Weile verschwanden Alle, dann aber plötzlich kehrten sie mit Sukkurs zurück, der Diplomat hatte sich ihnen zugesellt.

„Du — jetzt wird es ernst," raunte Marie der Freundin zu.

„Laß ihn nur kommen!"

„Aber wenn er Dich erkennt, Fräulein Luz aus Bern?"

„Er wird es nicht — und wenn auch."

Sie unterbrach sich.

„Auf Ehre — reizend!" sprach eine laute, gezierte Stimme.

„Mich soll doch wundern, ob hier ein paar anständige Frauen nicht unbelästigt sitzen können," sprach Marie ziemlich laut, die Köpfe einiger Herren und Damen wandten sich herum, mit einem Ausdrucke von Zustimmung.

Der Diplomat, die Hände hinten unter den Rock

gesteckt, gefolgt in einiger Entfernung von dem Husaren, kam jetzt den Gang herunter, sein unverschämtes, häßliches Gesicht leuchtete im Lichte des Gases, verzerrt von einem suffisanten Lächeln.

Vor dem Tische der Damen blieb er stehen und musterte diese — er fuhr zuerst ein wenig zurück und sah ziemlich albern aus, wie Jemand, der eine Ueberraschung erfährt, dann lächelte er abermals und noch suffisanter, — er hatte sich getäuscht.

„Fräulein von Meerkatz, wenn ich nicht irre," redete er, nachlässig seinen Hut ziehend, dieselben an, — die Blauen stießen sich an und lachten — was für ein ver..... schneidiger Kerl der Steinfurt war!

Es erfolgte keine Antwort.

„Sie gestatten gewiß, daß ich mich auf einige Augenblicke zu Ihnen setze, meine Damen," damit nahm der Assessor ohne Weiteres neben Marie Platz, welche ihren Schleier bis zur halben Wange heraufgezogen hatte. Entrüstet wollte Elisabeth sich erheben; aber Marie hielt sie fest.

„Kellner!" rief sie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Madame!"

„Entfernen Sie diesen Lästigen und bringen Sie Eis!" befahl sie laut.

Ein schallendes Gelächter der umsitzenden Gäste

folgte diesem Akt der Selbsthülfe; man nahm offen Partei für die Damen, Worte wie „Flegel“, „Unverschämter“, „hochgeborener Pöbel“ und dergleichen wurden vernehmlich.

„Mein Herr!“ sprach der Kellner etwas verlegen.

„Ich weiß in der That nicht . . . eine solche Art und Weise!“ — weiter kam der Diplomat nicht, — es war die höchste Zeit. Er steckte alle jene Aeußerungen der Entrüstung ein und gab eilig Fersengeld — er ward hernach nicht mehr gesehen.

Als der Schrecken und der erste Zorn vorüber waren, lachte Marie still in ihr Taschentuch.

„Den haben wir wacker heimgesandt,“ sprach sie, sehr zufrieden mit sich selbst.

„Ein unverschämter, schamloser Mensch!“ versetzte Elisabeth noch etwas athemlos. „Wart' nur, Dir will ich es gedenken! — Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich jene Art von Männern hasse; sie verwehren uns Frauen geradezu, uns in der Welt zu bewegen, wie wir Willens sind. Man ist ja beinahe gezwungen, nirgends mehr öffentlich sich zu zeigen.“

„Nun — ich empfehle Dir den Herrn Neffen; er hat ja so noch einen Stein bei Dir im Brette,“ scherzte Marie. „Weißt Du, in Wien und Brünn,

da sind sie auch nicht besser, aber man lernt sich wehren."

Das Konzert war aus, ein großer Theil der Gäste erhob sich, um den Heimweg anzutreten, Andere blieben sitzen, um noch länger die frische, feuchte Stromluft zu athmen.

Die Beiden sahen sich in die Augen, nickten sich zu und blieben — der Abend war gar zu bezaubernd. Sie sahen in das Gewühl der Aufbrechenden, schoben die Füße vor und lehnten sich bequemer zurück. Man hatte ja nun Platz auf einmal, man athmete freier. Sie hingen Beide eine Weile ihren Gedanken nach. In dem Herzen von Elisabeth war heute ein Durst nach Rache, welcher ihr sonst völlig fremd war, während Mariens leichtbeschwingte Phantasie in die Ferne schweifte.

„Weißt Du was," hub sie plötzlich an, „laß uns fortgehen von hier; die ganze Gesellschaft ist der Mühe nicht werth ... Wenn wir nach Paris führen, wo uns Niemand kennt, und erst das Leben einmal mit vollen Zügen genössen! — Sieh', Schatz, was haben wir denn eigentlich bisher gehabt vom Dasein? ... Nichts wie Plackerei und Aerger, die Flügel waren uns bös verstutzt, wie jungen Raben, die das Plappern lernen, damit sie nicht fortfliegen.

— Nun ist das aus, — der Himmel hat ein Einsehen gehabt, er hat Dir einen hübschen goldenen Brocken herunter geworfen, — was plagst Du Dich also von Neuem? — Laß uns einen vernünftigen Entschluß fassen und vorerst die Freiheit einmal recht genießen, einen tüchtigen Flug machen durch die weite, schöne Welt!"

Elisabeth, das schöne Haupt in die Hand gestützt, hörte sinnend ihr zu; sie schien nachzudenken, die Verführung lag ja so nahe. Plötzlich aber schüttelte sie sanft mit dem Kopfe und sah zu Marien auf.

„Führe mich nicht in Versuchung," sprach sie lächelnd und drohte mit dem Finger. Dann richtete sie sich energischer auf und fuhr fort: „Aber in Einem hast Du Recht, ich will mich nicht grämen und besorgen, weil es schlechte Menschen gibt und diese mir so nahe stehen. — Ich verfolge mein Ziel! — Nur etliche Wochen noch und Dein Wunsch soll erfüllt werden. — Auch ich möchte fliegen!"

„Nun, das ist gescheidt! — Weißt Du, ich hatte schon Angst: früher warst Du immer die Lustige, Unternehmende — jetzt ist das umgeschlagen in's Gegentheil."

„Das machte die Verantwortung und die Sorge um die Zukunft."

„Verantwortung! — Wem bist Du eine solche schuldig? — Geh', verdirb mir den schönen Abend nicht. Weißt Du, Lisel, ich bin heute so aufgelegt, ich wäre im Stande und machte noch einen recht dummen Streich."

„Was können arme Frauenzimmer wie wir beginnen? — Kaum darf man es ja wagen, sich in's Freie zu setzen. — O, diese abscheulichen Männer!"

„Sag's nicht so laut, sonst kommt gleich wieder Einer gelaufen," warnte Marie mit einem fröhlichen Gesicht.

Sie standen auf, faßten sich unter und gingen Arm in Arm auf der Terrasse auf und nieder; dann, als sie bemerkten, daß es leerer wurde, bezahlten sie ihre Zeche und ließen sich vom Kellner ihren Wagen holen.

„Nach der Stadt!" befahl Marie. Sie wollte gern noch einen Umweg machen, sie, die Großstädterin, liebte es so sehr, durch die menschenerfüllten, von Gasflammen erhellten Straßen zu fahren. — Es war ein Glück, daß sie nicht den Namen ihres Hotels nannte, denn kaum zogen die Pferde an, als wie aus der Erde gewachsen drei Uniformen aus dem Dunkel auftauchten. Offenbar hatte man den Glau-

ben, eine leichte Eroberung zu machen, noch nicht aufgegeben und ihnen aufgelauert.

Beide Mädchen bemerkten sie zu gleicher Zeit und erkannten sie wieder, wenigstens zwei von ihnen, den Husaren und den kleinen, grämlichen Reiteroffizier, nur der Dritte war ihnen unbekannt: ein großer, hübscher Mensch, mit aufgedrehtem Barte. — Sie lächelten ein wenig belustigt, triumphirend, im Gefühl ihrer Sicherheit, aber sie lachten leider zu früh. Zu Fuß allerdings hätten diese auf Abenteuer erpichten Herren ihnen nicht zu folgen vermocht, aber an der nächsten Ecke schon wartete ihrer ein Wagen und nun gab es eine Jagd.

Die Gesichter der beiden jungen Damen nahmen auf einmal einen ganz veränderten Ausdruck an; — was nun? ... Wenn sie nach Haus fuhren ... das war unmöglich ... retteten sie sich in's Hotel, so erfuhr man ebenfalls, wer sie waren; das Mindeste war dann doch, daß Miß Herford ausziehen mußte, um allen Nachforschungen und Verfolgungen zu entgehen. — Sie beriethen lebhaft hierüber mit halber Stimme, während die Offiziere hinter ihnen herfuhren.

„Wir fahren so lange die Kreuz und die Quer, bis sie es aufgeben," flüsterte Marie energisch.

„Um Gottes willen, sieh' Dich nicht um."

„Gewiß nicht. — Gib nur Acht, sie bekommen es satt.“

„Wenn sie zwei Stunden lang die Geduld hatten, auf uns zu warten, so fahren sie gewiß noch zwei andere hinter uns her. — Das nützt uns nichts. Am besten ist's, wir fahren vor ein anderes Hotel.“

„Beileibe nicht! Was würde man von uns denken; mit einem solchen Gefolge! Wir kämen da in eine üble Situation.“

„So bitten wir einen Konstabler um seinen Schutz.“

„Ja, gegen wen denn, — was will er machen? Die Herren fahren ja nur hinter uns drein, dieselbe Straße.“

„Es ist unausstehlich! Ich bin außer mir.“

„Und, liebes Herz, wir müssen es so machen, daß es den Herren nicht zum zweiten Male einfällt, uns zu inkommodiren.“

„Das ist leicht gesagt, aber wie?“

„Ich denke eben alle meine Rollen durch, ob nicht irgendwo eine Entwicklung vorkommt, welche uns retten könnte.“

„O, in den Theaterstücken, — da ist Alles Erfindung und Verstellung!“

Sie lachten, trotz der peinlichen Situation.

„Es ist aber doch unglaublich," hub Elisabeth dann wieder ernster an, in der der Zorn und die Entrüstung schnell wieder die Oberhand bekamen, „daß zwei anständigen Damen, hier in einer Stadt wie D., so etwas passiren kann."

„O, für die ferneren Male wüßte ich Rath, — nur wollte ich, wir wären heute erst diese Unholde los."

Die drei Offiziere im zweiten Wagen hatten eine Wette gemacht mit den Uebrigen: sie wollten es noch heute herausbekommen, wer die Damen wären. Bei Stephani hernach oder spätestens morgen sollte dieselbe ausgetrunken werden. Sie fuhren darum so hartnäckig hinter den zwei Damen her, von denen sie nur die Hutfedern und Schleier erblickten, ein wenig animirt von dem genossenen Getränk und von der Jagd auf Edelwild. Plötzlich sahen sie, wie der vordere Wagen hielt, wie die Damen ausstiegen und in das Hotel Viktoria traten.

„Aha!" sagte der Husar mit seinem selbstzufriedenen Lächeln, „nun haben wir sie fest."

Gelassen, denn sie hatten ja nun keine Eile mehr, warteten die Drei, bis der Kutscher den Schlag geöffnet hatte, und stiegen zur Erde. Sie bezahlten und gingen in das Hotel, Jenen nach.

„Portier, es sind soeben zwei Damen hier ab-

gestiegen," redete der Kümmerliche den goldbetreßten Portier an, der ihnen mit der ganzen Würde seines Standes entgegentrat.

„Gewiß, mein Herr, dieselben sind auf ihre Zimmer gegangen."

Er zog die Börse mit einiger Ostentation und fuhr mit seinem dünnen Stimmchen fort:

„Ich möchte gern wissen, — hm! . . . wer sind die Damen?"

Der Thaler lag schon in der hohlen Hand.

Der Portier schien zweifelhaft zu sein — er sah recht wohl, um was es sich hier handelte, der Kampf war aber nur kurz.

„Frau von Bredau mit Cousine aus Berlin."

„Ah! — Sagen Sie — hm! — eine wirkliche Frau von Bredau?" Hier machte der Kümmerliche ein sehr vielsagendes Gesicht und trat zweimal von einem Fuß auf den andern.

„Frau Majorin von Bredau," versetzte der Portier noch einmal mit Würde, „wohnt seit Mittwoch hier, erwartet ihren Gemahl zurück, der sich ankaufen will, und erhält Besuche von Personen aus den höchsten Ständen."

„Ah!"

Er guckte sich um, der Husar sah ziemlich ärgerlich drein, der Schöne zog an seinem Barte.

„Hier nehmen Sie, — danke Ihnen."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Thut nichts zur Sache ... 'n Abend."

Damit machte er Kehrt und rasselte mit den Uebrigen hinaus, während der Portier und der kleine Ausläufer in seiner blauen, mit Knöpfen besäten Jacke ihnen spöttisch nachsahen.

Ein Goldstück in der Hand, waren nämlich kurz vorher zwei Damen in das Vestibül getreten, ein Portier hat für so etwas gemeiniglich einen scharfen Blick.

„Wir werden von Zudringlichen verfolgt," hatte die Eine derselben ihn angeredet. „Hat dieses Hotel einen zweiten Ausgang?"

Der Portier zog höflich die Mütze, denn er fühlte das Goldstück bereits in seiner Hand.

„Sehr wohl, meine Damen."

„Man folgt uns auf den Fersen, ich bitte, schnell."

„Treten Sie gefälligst hier herein."

Er öffnete eine Thür und schloß dieselbe mit einem Blick nach rückwärts schnell hinter sich zu.

„Sagen Sie den Herren, wenn sie fragen sollten, irgend einen beliebigen Namen, weisen Sie sie streng ab," sprach Elisabeth mit Würde, im Innern empört

darüber, daß sie vor jenen Unverschämten flüchten mußten.

„Drei Offiziere,“ ergänzte Marie.

„Bitte, hier über den Hof und dann gerade die Allee hinunter.“

„Ich danke.“

Sie hatten rasch die Nebenstraße gewonnen, beide Mädchen schritten dieselbe Arm in Arm, fest aneinander geschmiegt, eilig hinunter.

Der Portier sah ihnen nach, betrachtete dann im Vorüberschreiten an den Gasflammen sein Goldstück und trat rechtzeitig genug in das Vestibül, um den Verfolgern Rede und Antwort zu stehen. Als Jene hinaus waren, lächelte er still in sich hinein, griff dann großmüthig in die Tasche und gab dem Ausläufer in Husarentracht ein Fünfgroschenstück.

Die beiden Freundinnen waren mittlerweile schnell die Straße hinuntergeeilt, hatten einen Arbeiter um Auskunft gebeten und waren dann links abgebogen. Sie begegneten einer leeren Droschke, stiegen hinein und fuhren nach dem Hotel Bellevue, immer in Angst unterwegs, jene blauen Uniformen wieder hinter sich zu erblicken.

Sie gelangten aber unangefochten dorthin und konnten sich in ihren sicheren, behaglichen Zimmern

nachher von ihren Abenteuern und der überstandenen Angst erholen.

Der Vorfall hatte übrigens noch ein kleines Nachspiel; am nächsten Morgen gab es eine eigenthümliche Ueberraschung zum Frühstück: im D. Kurier fanden sie ein „Eingesandt“. Es wurde darin von irgend einem der Augenzeugen den übergalanten Herren gehörig der Kopf gewaschen. Man forderte die Polizei und Kommandantur auf, Maßregeln zu treffen, daß harmlose Gäste und vor allen Dingen anständige Damen nicht fürder in einer solch' geradezu unerhörten Weise, wie gestern geschehen sei, durch Leute, welche noch dazu Uniform trügen oder sich zu den Gebildeten rechneten, belästigt würden.

Man nannte die Namen: von Rothkirch, von Stern und von Steinfurt, erbot sich, Zeugen zu nennen und forderte Bestrafung.

„Hier, lies — welch' eine wohlverdiente Zurechtweisung!“ sprach Elisabeth, Marie das Blatt hinüberreichend, „sie stehen Alle in der Zeitung.“

„Ah, wohl nur Dein Scherz!“ versetzte diese ungläubig, begann aber gleich darauf laut zu lachen.

„Das freut mich, — jetzt werden wir künftig Ruhe haben,“ sprach sie, in die Hände klatschend.

„Lieber wäre es mir allerdings gewesen, wir wären in unserer Verborgenheit geblieben.“

„So? — und dürften keinen Fuß mehr vor die Thür setzen!“

„Geh’, — befiehl heute Abend eine große Assemblée in Deiner lieben Familie, denn ich habe große Lust, den Diplomaten etwas zu zwicken. Thu’ mir die Liebe, — mach’ heute wieder ein wenig die Tante.“

Elisabeth saß sehr nachdenklich da. Diese ganze Geschichte verdroß die feinfühlende Seele ungemein; sie fand nicht sogleich ihren gewöhnlichen Humor wieder. — Sie schaute mit einem Schatten auf der Stirn durch die hellen Fensterscheiben hinaus in den blauen Morgenhimmel und überlegte, welch’ unangenehme Folgen möglicherweise für sie aus dem gestrigen Zwischenfall und dieser Zeitungsnotiz noch erwachsen könnten. Dann plötzlich erhob sie sich.

„Komm’, wir wollen uns ankleiden; ich werde Deinen Rath befolgen und heute mich sichtbar machen. Es war schon längst meine Absicht.“ Eine halbe Stunde später verließen sie zu Fuß das Hotel und gingen wohlverschleiert heim.

Achtzehntes Kapitel.

Es gibt Personen, welche einen bestimmten Familienegoismus besitzen, das heißt solche, die Anderer Leid kühl läßt, wenn es den Ihren nur erträglich geht, die aufgehen in ihren Angehörigen, sich opfern sogar, während ihr Herz gegen Alles, was außer denselben liegt, dreifach gepanzert ist; zu dieser Spezies gehörte Karola von Steinfurt.

Wenn die herbe Jungfrau in den Zeitungen von einem Erdbeben oder einem Schiffbruche las, so ließen die Opfer, die solche Katastrophen kosteten, sie völlig kalt; nicht einmal die lokale Entfernung machte darin, wie bei den meisten anderen Menschen, einen Unterschied; ob in Hinterindien oder im eigenen Lande Menschen zu Hunderten verunglückten, was verschlug es ihr, — wenn nur die Ihren und sie selbst nichts anfocht!

Im Gegentheil, sie fand sogar eine Art von Genugthuung darin, wenn es auch Anderen schlecht ging.

War aber eines ihrer Geschwister unpäßlich oder von Unannehmlichkeiten bedroht, oder las sie neuen Kummer von der Stirn ihres Vaters, dann kam plötzlich Leben in dieses seltsame Wesen, dann verzehrten sie die Sorge und Unruhe und sie konnte sich selbstlos körperlich aufopfern, um Jenen zu helfen.

Der Tag, den Marie und Elisabeth gestern so stürmisch beschlossen hatten, war für Karola ein Tag unendlicher Trauer gewesen. Am Morgen hatte sie mit Erstaunen bemerkt, daß ihr Vater viel früher als gewöhnlich, ja ohne den Registrator abzuwarten, ausgegangen war. Wie konnte er hinausgekommen sein, ohne daß ihr wachsames Auge ihn bemerkt hatte? — Sogleich begannen nun natürlich ihre Sorgen, sie marterte sich ab mit den schrecklichsten Vorstellungen und empfand zugleich eine peinliche Neugierde, was ihn fortgeführt haben konnte.

In seinem Zimmer, in dem sie genau Bescheid wußte, gab nichts ihr Aufschluß über dieses Räthsel. — Sie mußte hernach auf den Markt, um einzukaufen; ihre Gedanken wurden dadurch ein wenig abgelenkt. Als sie dann nach Hause kam, erfuhr sie, — sie hatte hinübergeschickt — daß ihr Vater auf seinem Bureau sei; sie athmete auf ... mit einem „Gottlob!"

Die Aermste, ihre Phantasie war ihr Feind, sie

zeigte ihr stets sogleich die schrecklichsten Bilder. — Geknickt von der Härte des Schicksals war der Vater ihr in der letzten Zeit erschienen, — wie leicht, wenn der Becher überlief, konnte derselbe nicht auf böse Gedanken kommen! ... Sie schauderte ... Aber er war ja da, auf seinem Bureau, er lebte — sie athmete freier.

Als der Präsident hernach aber heim kam und sie seine sorgenschwere Miene sah, begann der Kummer von Neuem. Sie ahnte das Rechte, sie kannte ihn zu genau, und bald begann er auch zu reden: Schmelzer hatte Konkurs angemeldet, er mußte zahlen, eine große Summe, in wenigen Tagen schon. — Wie sie erblaßte und nach dem Herzen griff!

Er war bereits in aller Frühe bei einem seiner dunklen Geschäftsfreunde gewesen, aber umsonst; er wollte es am Abend nun bei einem andern versuchen, — das war seine letzte Rettung! ... Fast dreitausend Thaler mußte er schaffen, sonst war er entehrt.

Der Abendgang zu jenem andern Wucherer war ebenfalls vergebens gewesen, — ganz gebeugt kam der Präsident zurück, in Schweiß gebadet, beinahe unkenntlich. Er hatte gebeten, vorgestellt, sich gedemüthigt vor jenem Schurken, wer weiß, wie tief — umsonst!

Da faßte Karola einen heroischen Entschluß: ohne Jemandem ein Wort zu sagen, brach dieselbe leise, auf den Zehen, in das verbotene Revier der Tante ein. Sie wollte diese sprechen, erweichen, um jeden Preis, sie trug es so nicht länger... Eine Frau, die fünf Millionen besaß, was waren da dreitausend Thaler!

Sie trat in das erste Zimmer. Ein leiser Groggeruch drang in ihre verwöhnte Nase, das Bett war ein wenig in Unordnung, ein Tressenhut und etliche Kleidungsstücke lagen verstreut, sonst war es leer. — Ohne Wanken betrat das tapfere Fräulein den nächsten Raum, sie schlug die Portière zurück und sah in dem matten Lichte, welches aus dem Nebenzimmer fiel, ein niederes Polsterlager, etliche Kisten und seltsam geformte Gegenstände darauf. Die Portière zum dritten Zimmer war offen, helles Licht brannte dort. In dem Scheine desselben unterschied sie die Möbel und auf einem Seitentischchen einen Hund mit großen, außerordentlich glänzenden Augen und eine seltsam geformte Kassette, dieselbe, welche Fräulein Werner trug, als sie ankamen damals mit dem Schiff.

Auf den Zehen schlich sie vorwärts, mit angehaltenem Athem. Schon glaubte sie ihre Absicht erreicht zu haben, als sie mit einem Aufschrei plötzlich zurückprallte. — Aus dem Schatten, unhörbar, tauchte

jählings eine braune Gestalt neben ihr auf und packte ihren Arm wie mit Schrauben, ihre Augen sahen etwas flimmern, aufblitzen, wie einen gezückten Dolch. Dann tönte ein rauher Gurgelton an ihr Ohr und sie bekommt einen Stoß, daß ihr die Kniee wankten und sie beinahe zu Boden stürzte, — das Licht entfiel ihrer Hand, mit gesträubten Haaren, bleich wie eine Todte floh sie zurück . . .

Ein Glück, daß Ben so gute Wache hielt, sonst hätte das Fräulein sicherlich das ganze Quartier durchspäht und die Abwesenheit der Tante und deren Begleiterin entdeckt.

Karola hätte übrigens füglich hernach denken können, das Alles wäre nur ein Traum gewesen, ohne die Angst vor dem Zorne der Tante und die blauen Flecken an ihrem Arm, so schnell ging es und so gar keine Folgen zog es nach sich.

In einem leicht erklärlichen Zustande der Aufregung erwartete Jene ihre Brüder, mit denen sie Rath pflegen wollte. Sie mußte sich lange gedulden, sie saß, — die Spuren der Sorge und der überstandenen Angst standen deutlich auf ihrem Gesicht geschrieben, — und arbeitete ganz allein und sah häufig nach der Uhr. Gegen Elf endlich kam Egon ein wenig ernst und verstimmt nach Haus. Ohne

jede Vorbereitung fiel die Schwester über ihn her und sagte ihm, weßhalb sie auf ihn warte. — Es war ein harter Schlag für den Dragoner: er sollte den Dagomar verkaufen, jetzt, wo er eben mit demselben zu den Pester und Wiener Rennen wollte, um Ernte zu halten. — Wovon sollte er existiren, wenn er den Gaul nicht mehr hatte, das letzte von seinen Rennpferden!

Sie saßen lange bei einander, mit sehr erregten Gesichtern, und debattirten eifrig.

„Verlier' den Muth nicht — ich schaffe Rath; so oder so, denn natürlich, Schmelzer muß befriedigt werden!"

Damit erhob sich der Lieutenant zuletzt und ging zu Bett, denn frühzeitig mußte er am nächsten Morgen schon wieder in den Dienst. Auch Karola packte ihr Nähzeug zusammen und begab sich in ihr Zimmer. Von der ganzen Familie schlief heute eigentlich nur Frida, denn auch der Assessor hatte Allerhand im Kopfe, was ihn wach erhielt, unter Anderem auch die Geschichte mit den beiden Damen, von welchen die eine so ungebildet war und nach dem Kellner rief.

Neunzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen neuer Grund zu Aerger und Besorgnissen: zuerst kam der Vater mit einer Zeitung in der Hand zum Frühstück und legte diese zornig vor Egbert nieder.

„Lies das, mein Sohn — aber laut!“ befahl er und schleuderte einen Blitz auf seinen Erstgeborenen.

„Ach, Papa, — was gibt's denn nur?“ fragte die naive Frida.

„Du wirst es gleich hören!“ versetzte dieser ingrimmig.

Karola schwieg, aber sie blickte sehr vergrämt und besorgt aus ihren tiefliegenden Augen hinüber ... was war nun das wieder?

Der Assessor sah sehr erstaunt und nicht wenig empört drein über den Ton, mit welchem der „Alte“ ihn anließ. Sein Erstaunen wurde aber noch um ein Bemerkliches größer, als er den kleinen Artikel im „Kurier“ las, in welchem sein Name auf eine so

wenig ehrenvolle Weise genannt war. Er wurde unter den forschenden Augen der Anderen zuerst ein wenig blaß und dann sehr roth. Der Klemmer fiel von seiner Nase ... Unerhört!

„Dieß ist entschieden eine Verwechslung,“ log er, sich gewaltsam zusammennehmend, erhob sich und ging wüthend, rücksichtslos, mit großen Schritten davon.

„Aber Papa!“

„Schweig', Einfältige!“ herrschte der Vater die Jüngste an und begann nun die ganze Schale seines Zornes vor seinen Töchtern auszuschütten. Seinen Namen so an den Schandpfahl zu heften, noch dazu jetzt, wo die Tante hier war, so öffentlich am Pranger zu stehen!

Karola erbleichte.

Der Präsident las zuletzt jenen Artikel mit halblauter Stimme vor und nun gab es ein „Ah!“ und ein „O!“ nach dem andern, Ausrufe des Zornes und Worte der Anklage ... Den Namen Steinfurt so zu kompromittiren, sich, sie Alle! ... Das war unerhört!

Niemand bemerkte Frida's Bestürzung über den Namen Rothkirch, der ebenfalls genannt war.

„Er ist ein Schuldenmacher, ein Spieler, er läuft

allen Schürzen nach und verlobdert auf seinem Bureau," tobte der Präsident, die Zeitung zerknitternd in seinen hageren Fingern, „ein einfältiger Genußsüchtler, ohne Energie, ohne Ehrgeiz; — ich habe viel zu lange schon geschwiegen, jetzt werde ich handeln!"

„Bitte, lieber, lieber Vater, ärgere Dich nicht, denke an Deine kostbare Gesundheit!" flehte Karola, ganz zerknischt.

„O, — der Teufel alterire sich da nicht! Zu alledem auch noch das!"

Er erhob sich so hastig, daß der Gartenstuhl umfiel.

„Aber ich werde hier einen Riegel vorschieben. — Nach Indien soll der Herr, da wird er Mores lernen!"

Mit dieser bestimmten Erklärung folgte der Präsident seinem Sohne. Gleich darauf verschwand auch Frida.

Kaum war das vorüber, dann kam die zweite Unannehmlichkeit: Marie erschien, strahlend und lächelnd, in ihrer hübschen Morgentoilette und erklärte, als Abgesandte der Tante Karoline, diese hätte den Wunsch ausgesprochen, heute Abend alle Mitglieder der Familie um sich versammelt zu sehen — aber alle! Dieß „alle" wurde betont und mit einem gewissen gutmüthigen Blicke begleitet.

Sie hatte ja keine Ahnung davon, wie sauer es Karola wurde, ein nur einigermaßen konvenables Gesicht zu machen. Nur der Gedanke, der ihr blitzschnell durch den Kopf fuhr, daß sie voraussichtlich also gestern unerkannt geblieben sei — o, wie sie sich täuschte! — daß man sie wahrscheinlich im Halbdunkel für eine der Mägde gehalten habe, gab ihr Kraft.

Ein Familienabend und gerade heute, nach dem, was vorlag — welch' ein unerträglicher Zwang! — Dann aber fiel es ihr weiter ein, daß sie sich dabei vielleicht der Tante nähern könnte, daß es ihr gelingen würde, ein Wort einzulegen für ihren Vater, und ihre Mienen klärten sich auf.

Marie beobachtete sie verstohlen, indem sie ihr gegenüber Platz nahm. Sie fühlte Mitleid mit dem alten Mädchen, sie hatte ja eine ungefähre Ahnung von ihren Sorgen, — glücklicherweise besaß sie etwas, um ihr die böse Pille zu versilbern.

„Ich bin übrigens froh, daß ich Sie allein antreffe, Fräulein Karola," begann sie mit gesenkten Lidern und mit den Krumen auf dem Tischtuche spielend, „man ist nämlich einigermaßen Ihnen gegenüber in Verlegenheit."

Hier blickte sie groß und freundlich auf in Karola's erstauntes Gesicht.

„Ja — offen gesagt, Ihre Frau Tante ist in großer Noth . . .“

„Die Tante?! . . . in . . .“

„Verstehen Sie mich nicht falsch, — sie martert sich, weil sie Ihnen so viele Unkosten und Unbequemlichkeiten verursacht und keine Ahnung hat von den hiesigen Verhältnissen, den Preisen und dem Geldwerth.“

Der schmale Mund Karola's verzog sich auf eine eigenthümliche Weise, so daß die Zähne sichtbar wurden, auf ihren Wangen brannten zwei verrätherische rothe Flecke.

„Die Tante ist sehr gütig, Fräulein Marie . . .“

„Sie hat mich deßhalb beauftragt, mich mit Ihnen in's Einvernehmen zu setzen, — sie selbst versteht nämlich davon noch weniger wie ich — und bittet Sie, es offen heraus zu sagen, wenn Sie irgendwelche Wünsche haben.“

Karola war ganz verwirrt; sie vermochte es kaum zu fassen, kaum daran zu glauben, daß ihr das Schicksal so entgegenkam. Sie floß alsbald über von Dank und Versicherungen, und begann dann von Marktpreisen und theuren Zeiten zu sprechen. Sie verhaspelte sich nach Frauenart so sehr in diese Details, daß sie den Hauptzweck dabei aus dem Auge verlor. Sie erging sich in Klagen um Alles, was

sie und die Ihren entbehren mußten, aber es fehlte ihr zuletzt doch der Muth dazu, einer Fremden zu sagen, daß ihr Vater so tief in Schulden stecke.

Marie, welche bemerkte, wie diese Litanei in's Endlose sich fortzog, nahm zuletzt ein Couvert aus der Tasche und übergab es Karola.

„Es sind hundert Pfund hierin; — hoffentlich reicht das Geld für einige Zeit, sonst seien Sie ganz offen, Fräulein von Steinfurt, die Tante gibt gern auch das Doppelte. Wie gesagt, bei ihrem großen Vermögen kommt es darauf gar nicht an. — Ich bitte noch einmal im Namen Ihrer Frau Tante, alle Verwandten heute zu laden; — sie möchte sie sämmtlich einmal um sich haben," fügte sie dann hinzu und erhob sich. „Natürlich ohne alle Umstände."

Man gab sich die Hände und trennte sich; das Couvert an ihre freudlose Brust gedrückt stand Karola da und sah dem hübschen Fräulein nach, dessen rosa Morgenkleid durch das Grün der Büsche schimmerte, dann seufzte sie auf aus tiefstem Herzensgrund und begann das Kaffeegeschirr mit zitternden Händen zusammen zu räumen.

Zwanzigstes Kapitel.

Bei Stephani war es heute gegen Mittag außerordentlich belebt, die Gesellschaft war noch zahlreicher wie sonst versammelt, und es gab erhitzte Gesichter. In der uns bekannten Hinterstube saßen die Herren, welche gestern Abend dafür oder dawider gewettet hatten, daß Herr von Pfeil es herausbekommen würde, wer die beiden fremden Damen waren, die sie so eklatant hatten abfallen lassen, sie tranken jetzt die Wette aus. Der kümmerliche Reiteroffizier mit den lebhaften schmalen Augen und der durchdringenden Stimme hatte zwei Zeugen, — es waren eine Majorin von Bredau aus Berlin und deren Cousine — sie hatten sie verfolgt bis in ihre Höhle, die Pantherkatzen — der Assessor war mit unter den Zahlenden, aber noch nicht zur Stelle; man erwartete ihn mit einiger Sehnsucht.

Vorn saßen die übrigen Gäste und frühstückten

und unterhielten sich lebhaft, und das Thema aller Gespräche bildete natürlich der Artikel im Kurier.

Die Meinungen gingen sehr auseinander.

„Na, meine Herren, ich will euch 'mal was sagen," sprach ein älterer Premierlieutenant mit einem schwarzen, martialischen Vollbart, „wundern thut es mich nicht, daß endlich 'mal den Leuten die Geduld vergeht, denn Einige von uns treiben es wirklich arg mit diesen Courmachereien ..."

„Zugegeben, Herr von Haagen, aber das ist kein Grund, Einen so vor die Oeffentlichkeit zu ziehen!" rief ein Anderer erregt dazwischen.

„Ja, dem Kerl, dem Redakteur muß man auf's Dach steigen!"

„Sie sind etwas kurzsichtig, Graf Igstadt," versetzte der Premierlieutenant trocken, „sonst würden Sie bemerkt haben, daß der Redakteur völlig unschuldig ist an dieser allerdings sehr fatalen Geschichte — das Inserat steht unter dem Strich, rührt also von einem Einsender her."

„Ganz egal, — dann durfte er es nicht aufnehmen."

„Wüßte nicht, wie er das hätte machen sollen."

„Baumbach hat völlig Recht," mischte sich hier ein älterer Herr in's Gespräch, der eben sein kleines

Frühstück beendet hatte, „diese Attaken da oben sind, unter uns gesagt, ein Aergerniß ... Ich habe schon vielfach und von den wohlgesinntesten Personen darüber klagen hören. D. ist eine Fremdenstadt; die Herren, die dort oben und an anderen Orten thun, als wäre jedes hübsche Gesicht eine gute Beute, sollten doch Zweierlei bedenken: einmal, daß sie in Uniform sind, und sodann, daß sie gar nicht ahnen können, wer Alles sie und ihr Benehmen beobachtet und beurtheilt."

„Na, dieses Mal sind sie gut angekommen!" spottete ein Anderer.

„Ganz richtig, und die Sache kann sehr üble Folgen haben, wenn der Major von Bredau, der Gatte der einen Dame, durch jenes Inserat erfährt, wer die Herren waren, welche die Seinen einer so liebenswürdigen Beachtung für werth hielten."

„Jetzt trinken sie drüber Champagner; die sauren Gesichter werden aber schon nachkommen."

„Ganz egal, aber das Inserat ... Der Kerl, der Redakteur, der muß Eins draufkriegen, denn sonst hörte ja Alles auf!"

„Lieber Graf, ich will Ihnen etwas sagen ... Machen jetzt so aus jeder Mücke 'nen Elephanten, wenn es uns angeht, diese demokratischen Blätter."

„Zieht nicht, — ist gar kein demokratisches Blatt.“

„Graf Igstadt hat Recht, — denn wenn es Mode würde, daß es jedesmal in die Zeitungen käme, wenn Jemand von uns sich einfallen läßt, ein hübsches Frauenzimmer anzusehen, das wäre ja noch schöner, dann hörte ja aller Spaß auf!“

„Beim Ansehen ist es leider nicht geblieben...“

„Wenn auch... der Offizier, der sein Leben vor dem Feinde lassen muß, hat gewisse Vorrechte.“

„Hat er auch, hat er auch!“ riefen Mehrere zugleich.

„Hat er auch,“ bestätigte ebenso der Premierlieutenant, „nur nicht nach dieser Richtung. — Ich finde dieses Anstarren und Ansprechen von Damen weder passend, noch chevaleresk; man denke doch nur einfach, es passirte das in einer andern Stadt unseren eigenen Frauen oder Schwestern.“

„Sehr richtig!“

„Und was das Andere anbetrifft, liebe Freunde, wir lassen unser Leben vor dem Feinde, — bon — das ist unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, das ist unser Beruf, — aber Andere thun es ebenso gut, deren Beruf es eigentlich nicht ist; die dürften dann dieselben Vorrechte usurpiren und da möchte

dann die Terrasse bisweilen und namentlich bei den Landwehrübungen einen recht interessanten Anblick gewähren."

„Nun, — im Uebrigen, meine Herren," mischte sich hier ein Adjutant von der Kommandantur mit leiser Stimme in die Rede; „unter uns, die Herren da oben sind ganz der Meinung unseres verehrten Premiers; — es wird ein kleines Donnerwetter geben, denn jenes Inserat hat an höchster Stelle sehr verdrossen."

*

Im Hinterzimmer hatte sich mittlerweile auch der Assessor von Steinfurt eingefunden, sehr übler Laune, denn er sollte den Antheil an der verlorenen Wette bezahlen und hatte kein Geld, da er Alles wieder verspielt hatte, — wie gewonnen, so zerronnen, — und vor Allem weil sein Chef ihn auf den Mittag zu sich in seine Wohnung bestellt hatte. Das hatte natürlich etwas zu bedeuten.

Ueberdieß, jenes Inserat — sein Name war plötzlich in aller Leute Mäulern.

„He, wo stecken Sie denn, Neffe der famösen indischen Tante!" rief man ihm zu, als er hereintrat und die Akten und den Hut in eine Ecke schleuderte. — „Wir mußten anfangen ohne Sie."

„Meinetwegen!“ erwiederte Jener und fuhr sich durch das Haar.

„Wie der Mensch aussieht!“ spottete Jemand.

In der That, der ehemalige Diplomat sah heute ganz besonders übel aus, sein Gesicht entstellt durch inneren Zorn, der selbstsüchtige Zug um seinen schmalen Mund mit den defekten Zähnen noch hervortretender wie sonst, die Augen eingesunken, die Hautfarbe blaß, beinahe grünlich und dazu selbst der Anzug in Unordnung.

„Na, setzen Sie sich hieher und ärgern Sie sich nicht; wir sind Alle über Nacht zu Berühmtheiten geworden.“

„Dem Hund von Redakteur gedenke ich's,“ platzte Steinfurt heraus, „dem schlage ich die Fenster ein!“

„Recht so, — dann bekommen Sie die Rechnung,“ rief die dünne Stimme des Lieutenant von Pfeil sehr vergnügt und ließ ein kleines, gellendes Auflachen hören.

„Trinken Sie, Steinfurt . . . trinken Sie!“

„Bin nachher zu meinem Chef befohlen,“ brummte der Assessor und stürzte schnell zwei Gläser hinunter, „und mein Alter ist im Stande und enterbt mich; er ist in einer geradezu scheußlichen Wuth.“

„Na, — dann heirathen Sie die Tante — auf den Abbruch.“

Bei der Erwähnung seines Vaters hob Lieutenant von Rothkirch das eine Auge. — Er hatte nämlich vorhin einen Brief bekommen, er steckte jetzt vorn in der seidenen Brusttasche seines Attila, worin Frida von Steinfurt ihm die unerhörtesten Dinge sagte, — ein wahrer Feuerbrand an Eifersucht, diese magere junge Dame!

Rothkirch nahm es kaltblütig — er hatte einen guten Stoff zum Ausreden: er hatte ihrem Bruder sein Wort gegeben, sie in Ruhe zu lassen, — mußte ihr entsagen wegen Mangel an Fonds, — die reine Verzweiflung nur hatte ihn getrieben, auf die Terrasse zu gehen.

Welch' ein hübscher, bequemer Grund, die Sache abzubrechen! — Der Husar, sanft geröthet, betrachtete tiefsinnig seinen gelben Siegelring und dann die aufsteigenden Perlen in dem hohen, schmalen Glase.

„Na, Prosit!" sprach er plötzlich, nickte dem Assessor zu und trank. — „Also Sie sollen auch gehunzt werden?"

„Sprechen Sie mir nicht davon, — ich bin in einer kaum beschreiblichen Laune," versetzte Jener verdrießlich.

„Ist auch kein Wunder . . . so abzufallen!" spottete der Graf.

„Bei der schönen Frau von Bredau," krähte der Magere.

„Können sich gar nicht wieder da oben blicken lassen."

„Kriegen am Ende noch Skandal mit dem Gatten."

„Und noch bezahlen müssen obendrein und ausgehunzt zu werden!" — Sie fielen Alle über ihn her; — er sah sie an, Einen nach dem Andern, zuckte mitleidig die Achseln und schenkte sich ein neues Glas ein.

Nach einer Weile guckte Egon herein und rief seinen Bruder heraus. Der Vater schickte ihn, ihn nach Haus zu holen. — Der Dragoner sah sehr ernst aus: er hatte soeben den Dagomar verkauft. Er sprach kein Wort und machte seinem Bruder nicht den leisesten Vorwurf, denn seine Gedanken beschäftigten sich fortgesetzt mit dem Pferde. — Was wurde nun? — Wovon sollte er existiren, wenn er keinen Gaul mehr hatte?! . . .

Er hatte seine Pflicht erfüllt gegen seinen Vater, aber mit welchen Opfern! — Er hatte die Henne geschlachtet, welche die goldenen Eier legte, — was nun kommen würde, war ihm unklar.

Egbert sprach und beklagte sich in Einem fort unterwegs, er hörte ihn kaum. Zu Hause angekommen,

ging er nach dem Stall und gab dort einen Befehl. Der Dragoner machte ein großes, erstauntes Gesicht, dann aber dachte er an das Halftergeld, was für ihn abfiel, und blickte freundlicher.

Der Dagomar wurde herausgezogen, eingehend inspizirt und geliebkost. Er wurde dann geputzt und gewaschen und kaum war das geschehen, so kamen drei Herren, — ein Offizier und zwei in Civil, mit grauen Hüten und langen, wehenden Bärten. Diese betrachteten das Pferd von allen Seiten, hoben ihm die Hufe auf, schauten ihm in Maul und Nase, ließen es herumführen im Schritt und im Trabe und zogen schließlich mit demselben ab. — Tief betrübt ging der Lieutenant in's Haus und ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, wie scharf man ihn beobachtet hatte in der ganzen Zeit.

Turf und Parket.

Zwei Novellen von

Emile Erhard.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Wer „Ruth" kennt, wird mit Freuden zu diesem reizenden Bande greifen, der zwei Erzählungen in sich vereinigt, welche auf dem Boden spielen, auf dem kein anderer Autor so heimisch ist, wie Emile Erhard — dem Turf und dem Parket. Hat er durch „Ruth" alle Männer bezaubert, welche der nobeln Passion des Sport huldigen, und doch dabei auch den Frauen eine reizende Herzensgeschichte erzählt, so entzückte er durch die „Rose vom Haff" alle Frauen und wußte die Männer durch die treue Schilderung des Hoflebens zu fesseln. Und beides, Sport und Hof, finden die Leser in diesem Buche wieder mit so überraschender Treue, mit so unwiderstehlichem Zauber geschildert, daß das Buch nicht rasch genug wird von Hand zu Hand gehen können.

„Durch!"

Roman von

Moritz von Reichenbach.

2 Bände. Preis broschirt M. 8. —; fein gebunden M. 9. —

Die kunstvolle Hand des Dichters hat in diesem, durch seine Fabel gleichermaßen, wie durch die farbenreiche Form ausgezeichneten Roman zwei Familiengeschichten durcheinandergewoben, welche, jede für sich von unendlichem Reiz, noch besonders anziehend ist durch die beiden Helden, deren Wahlspruch der Titel des Buches. Die weibliche Heldin, welche aus einem glänzenden Heim sich losringt, um ganz auf sich zu stehen, findet in dem Jugendfreund aus untergeordneten Sphären den gleichgesinnten Helden, der sich mit Energie aus sich herausgearbeitet, sein Schicksal selbst gestaltet und, auf gleicher Höhe mit der Jugendfreundin angekommen, den Wahlspruch des echten Selfmademan: „Durch!" zur Wahrheit macht. Der Boden, auf dem die Geschichte spielt, ist anfangs Schlesien, die Heimat des Verfassers, die er so meisterhaft in Farben zu setzen weiß, dann aber Paris in der bewegten Zeit der Belagerung und Kommune, von der man fast glauben möchte, der Dichter sei mitten in ihr gestanden, so treu und lebendig tritt sie in diesem ergreifenden Romanbilde vor unsere Augen.

Alte Schulden.

Eine rheinische Geschichte von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Der geistvolle Verfasser der „Bilder aus England", welcher in seiner diplomatischen Laufbahn die Welt und die Menschen kennen zu lernen so überreiche Gelegenheit gefunden, hat als Romancier sich bereits auf's Glänzendste hervorgethan, und sein neuester Roman, der auf und ab am Rheine spielt, dessen Herrlichkeiten ihren eigenthümlichen Zauber auf das bunte Gewebe der Dichtung werfen, entfaltet so gewaltige Konflikte in jungen Herzen und alten Herzen, die wieder jung werden, berührt die großen sozialen Fragen durch den Helden, der an der Spitze einer Fabrik steht, in so tiefer und feiner Weise, ohne sie in den Vordergrund zu stellen, daß der Roman zu den geistig bedeutendsten Schöpfungen der Gegenwart zählt und durch die ergreifenden Herzenskämpfe die Frauen, wie durch die sozialen Fragen die Männer fesseln wird.

Amazone.

Roman von

Karl Vosmaer.

In deutscher autorisirter Uebersetzung von Lina Schneider.

Mit einem Vorwort von Georg Ebers.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Der vorliegende Roman, dessen holländisches Original von der bewährten Hand der Frau Lina Schneider übersetzt worden ist, hat in der Heimat des Dichters Aufsehen erregt und ist schon in verschiedene Sprachen übertragen worden. Er verdient es in der That, auch in Deutschlands gebildeten Kreisen bekannt zu werden, denn K. Vosmaer bewährt sich in ihm nicht nur als spannender Erzähler und glücklicher Charakterzeichner, sondern auch als der feine Kunstkenner, als welcher er längst weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt ist. Der Leser wird in diesem Roman zugleich Unterhaltung und Belehrung finden. Er zeigt uns das heutige Rom und seine Kunst im Spiegelbilde der Dichtung. In dem Vorworte nimmt Georg Ebers Stellung gegen den unlauteren französischen Realismus und macht den Leser mit den Verdiensten des in Deutschland noch wenig bekannten Dichters und Kunsthistorikers Vosmaer vertraut.

Die Domschenke.

Roman

von

Detlev von Geyern.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Der Roman dieses neuen, hochbedeutenden Talentes bietet ein wunderbar lebendiges und anziehendes Bild deutschen Städtelebens, das sich in der altniedersächsischen Residenz des damals reichsunmittelbaren Fürstbischofs von Hildesheim ganz besonders eigenartig gestaltete. Eine reiche und mächtige, auf ihre alten Rechte trotzende Patrizierschaft beherrschte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das bürgerliche Leben Hildesheims und stellte sich dem damals regierenden Fürstbischofe, Friedrich Wilhelm, einem geborenen Grafen von Westphalen, hartnäckig entgegen, als derselbe die Zügel der Staatsgewalt als Landesherr straffer anziehen und die Städteordnung in damals liberalem Sinne zu Gunsten der kleinen Bürgerschaft reformiren wollte. Die Schilderungen jener politischen Kämpfe um das Stadtregiment bilden den brillant gemalten Hintergrund einer reizenden, tief ergreifenden Liebesgeschichte, die sich an die heute noch um ihres großen Kellers und ihrer edlen Weine berühmte und viel besuchte Domschenke knüpft; und wie die Stadt Hildesheim ganz besonders reich ist an Legenden und zugleich an ganz eigenthümlich freien und Asylrechten, so spielen denn in die Dichtung Detlev's von Geyern die alte Legende vom tausendjährigen Rosenstock am Dom, sowie andere Sagen hinein. Wir glauben, daß alle Diejenigen, welche neben der großen, eigentlichen Weltgeschichte das historische Leben des deutschen Volkes in seiner besonderen und so mannigfach verschiedenen Eigenartigkeit zu verfolgen und zu ergründen lieben, an diesem Buche großes Interesse gewinnen werden, während der Verfasser zugleich bestrebt gewesen ist, auch der spannenden Unterhaltung in der Komposition seiner Erzählung vollste Rechnung zu tragen.

Die Erbtante

Bd.: 1.

1885

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675597-8